

Es sind mancherlei Gaben; aber es ist ein Geist.  
Es sind mancherlei Ämter; aber es ist ein Herr.  
Es sind mancherlei Kräfte; aber es ist ein Gott,  
der da wirkt alles in allen.

1. Korintherbrief 12, 4-6

Leitwort des Zehlendorfer Verbandes für Evangelische Diakonie

# **Diakonisches Profil als Aufgabe**

**100 Jahre Zehlendorfer Verband  
für Evangelische Diakonie**

Martin Zentgraf (Hrsg.)



# Inhalt

<i>Ulrich Lilie</i> Präsident der Diakonie Deutschland, Grußwort .....	7
<i>Martin Zentgraf</i> Vorstandsvorsitzender des Zehlendorfer Verbandes, Diakonisches Profil als Aufgabe .....	9
<i>Cornelia Coenen-Marx</i> Bildung, Beteiligung, Solidarität – 100 Jahre Zehlendorfer Verband .....	20
<b>Zehlendorfer Verband .....</b>	<b>47</b>
Vorstand, Leitlinien und institutionelle Verbindungen des Zehlendorfer Verbandes .....	48
Geschichte des Zehlendorfer Verbandes (Reinhard Neubauer, Eckart Schröter, Ilse Lorenz) .....	53
<b>Gemeinschaften im Zehlendorfer Verband .....</b>	<b>115</b>
Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf .....	116
Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins, Darmstadt .....	120
Schwesternschaft des Evangelischen Diakoniewerks Friederikenstift, Hannover .....	122
Evangelische Diakonieschwesternschaft Herrenberg-Korntal .....	126
Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe Potsdam-Stralsund .....	128

Herausgeber: Pfarrer Dr. Martin Zentgraf, Vorstandsvorsitzender des  
Zehlendorfer Verbandes für Evangelische Diakonie e.V.,  
Titel-Rechteinhaber: Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie e.V.  
Freiligrathstraße 8, 64285 Darmstadt  
www.zehlendorfer-verband.de  
Herstellung: Renate Rist, Lorsch  
Druck: ABT Print und Medien GmbH, Weinheim 2016  
ISBN 978-3-00-052620-6

Frauenhilfs-Diakonieschwesternschaft im Rheinland e.V., Bad Godesberg .....	132
Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe in Westfalen e.V., Soest .....	135
Schwestern- und Bruderschaft des Missionshauses Malche e.V., Bad Freienwalde .....	136
Schwestern- und Bruderschaft des Sophienhauses Weimar .....	137
Internationale Konferenz Theologischer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diakonie e.V. ....	140
<b>Bilder aus der Geschichte des Zehlendorfer Verbandes .....</b>	<b>143</b>

## Grußwort

### Präsident Ulrich Lilie zum 100jährigen Jubiläum des Zehlendorfer Verbandes



Der Zehlendorfer Verband ist bereits bei seiner Gründung ein Zeugnis sozial engagierter und weltoffener Protestantinnen und Protestanten gewesen. 1916 schlossen sich sechs Häuser bzw. Schwesternschaften mit dem Ziel zusammen, die Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit für die Schwestern deutlich zu verbessern. Als Gründungsidee beschreibt Pfarrer Hugo Heim im Protokoll: »Des Weiteren ist ein Einwirken auf die öffentliche Meinung in Bezug auf die Stellung und Lage der Schwestern

dringend nötig. Die Zurückhaltung der Schwesternschaft und ihrer Leitung in diesen Dingen ist geschichtlich durchaus begreiflich, aber in vielen Fällen ist die soziale Stellung der Berufsschwester eine andere geworden als früher, was freilich in das Bewußtsein der Arbeitgeber noch nicht eingegangen ist.« (zit. nach: R. Neubauer, E. Schröter: Kurzgeschichte des Zehlendorfer Verbandes, S. 7)

Dieser öffentliche Einsatz für eine angemessenere Wertschätzung der Pflege und der Pflegekräfte hat bis heute nichts an Aktualität eingebüßt. Die Situation in der Pflege ist nach wie vor kritisch. Die Zahl der hochaltrigen pflegebedürftigen Menschen steigt kontinuierlich. Wir sind gefordert, neue Wege zu finden, um Menschen für den Pflegeberuf zu gewinnen. Auch wir setzen uns für attraktive Rahmenbedingungen für die Pflege ein. Ich danke dem Zehlendorfer Verband darum dafür, dass er sich auch aktuell deutlich vernehmbar für eine gute und würdevolle Pflege und einen angemessenen Stellenwert der Pflege in der Gesellschaft stark macht.

Die ersten Häuser und Schwesternschaften, die sich 1916 zusammenschlossen, verbindet in ihren Traditionen bei aller Unterschiedlichkeit ein gemeinsames Anliegen: Der Auftrag der Diakonie in Pflege und Gemeindearbeit. Sie haben zudem eine genossenschaftliche Prägung, die die Selbständigkeit innerhalb der Schwesternschaft schätzt und diese von Beginn an zum

Ausbildungsziel erklärt: »Das Recht der Persönlichkeit soll gewahrt werden, und doch muß die einzelne Persönlichkeit sich eingliedern in eine bestimmt geartete Organisation.« (a.a.O.) »Selbständigkeit« und »Bildung«, verstanden als hoher Anspruch an eine qualifizierte Ausbildung für Pflegeberufe, sind bis heute prägende Charakteristika der Schwestern- und Bruderschaften sowie der diakonischen Gemeinschaften des Zehlendorfer Verbandes. Der Zehlendorfer Verband bietet dazu ein umfassendes Bildungsangebot. Und auch heute werden im Verband Fragen von Verbindlichkeit und Gemeinschaft intensiv diskutiert. In einer Zeit, in der verlässliche Bindungen eher unter Verdacht stehen, steht der Zehlendorfer Verband für die Überzeugung, dass diakonisches Handeln aus Gemeinschaft heraus geschieht und zugleich Gemeinschaft stiftet. Dabei zeichnet diesen Verband eine dialogische und lebendige Suche nach einem zeitgemäßen Weg als Glaubens-, Dienst- und Weggemeinschaft aus.

Es bleibt wichtig und lohnend, engagiert an diesen Fragen weiter zu arbeiten: das diakonische Profil weiter zu entwickeln, Mitarbeitende im Diakonat zu stärken, der Pflege zu einer ihr angemessenen Bedeutung zu verhelfen, Gemeinschaften attraktiv zu machen und ihnen Raum zu geben. All das sind Aufgaben, vor denen der Zehlendorfer Verband nicht allein steht, aber für die er steht. Ich freue mich, dass diese fruchtbare Tradition von Ihnen in einer überzeugenden Balance aus Zeitgenossenschaft und Verantwortung für das anvertraute Erbe fortgesetzt und immer wieder aktuellen Erfordernissen angepasst wird.

Allen, die sich im Zehlendorfer Verband für Menschen vor Ort und für eine zukunftsfähige Diakonie engagieren, gilt mein herzlicher Dank! Sie tragen mit Ihrem Engagement und Know-how dazu bei, dass Ihre Gemeinschaft aus einer lebendigen Tradition heraus innovativ bleibt!

Der Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie steht mit seiner nun 100jährigen Geschichte für eine große diakonische Tradition. Ich gratuliere Ihnen zu diesem Fest im Namen der Diakonie Deutschland herzlich und wünsche Ihnen weiterhin viel Erfolg und Gottes Segen für die zukünftige Entwicklung Ihres Verbandes.

*Ulrich Lilie*

Präsident Diakonie Deutschland

## Diakonisches Profil durch Gemeinschaften im Diakonat

### Die Aufgabe des Zehlendorfer Verbandes heute



Zum »Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie e.V.« ([www.zehlendorfer-verband.de](http://www.zehlendorfer-verband.de)) gehören heute zehn Schwesternschaften und Diakonische Gemeinschaften in ganz Deutschland mit ca. 4000 Schwestern und Brüdern. Die Schwestern tragen den Titel »Diakonieschwester«, sind oft verheiratet und erhalten Tarifgehalt. Die Anstellung in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen wird bei manchen Gemeinschaften z.T. durch Gestellungsverträge geregelt. Der Verband ist aus

der 1916 gegründeten »Zehlendorfer Konferenz« hervorgegangen, die ihren Namen vom Heimathaus-Standort des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf übernommen hat, zu welchem die größte Schwesternschaft im Verband gehört. Das verbindende Anliegen aller Mitglieder des Zehlendorfer Verbandes ist die Stärkung des kirchlich-diakonischen Profils durch Teilhabe am Diakonat der Kirche – und die Zusammenarbeit, um gemeinsame Interessen zu vertreten. Eine zentrale Aufgabe sieht der Verband in der Förderung diakonischer Bildung.

Die Diakonischen Gemeinschaften im Zehlendorfer Verband sind mit einer großen Anzahl von Pflegenden in diakonischen Einrichtungen tätig. Wesentliche Faktoren bei den Diakonieschwesternschaften sind Kirchenzugehörigkeit, bestimmte Aus- und Fortbildungsstätten mit besonderem theologisch-diakonischem Bildungsangebot und der durch Zugehörigkeit gegebene identitätsstiftende Rückhalt in einer tragenden, Spiritualität pflegenden Gemeinschaft.

Die Angehörigen dieser Gemeinschaften arbeiten meist im Kontext der großen Gruppe von Beschäftigten in diakonischen Einrichtungen, die insgesamt mit dem sowohl theologisch wie auch staatskirchenrechtlich qualifizierten Begriff der »Dienstgemeinschaft« bezeichnet wird. Zur Dienstgemein-

schaft gehören Hauptamtliche, Nebenamtliche und Ehrenamtliche, Christen und Nichtchristen. Die Dienstgemeinschaft ist also keine Gemeinschaft der Getauften, sondern die durch den diakonischen Dienstauftrag konstituierte Gruppe von Menschen, die in Erwerbsarbeit oder ehrenamtlich in Erfüllung des Dienstauftrages zusammenarbeiten. Das Leitbild »Dienstgemeinschaft« findet sich sowohl im Mitarbeitervertretungsgesetz der EKD – wie auch in höchstrichterlicher Rechtsprechung – z.B. im Urteil des Bundesarbeitsgerichts vom 20.11.2012 (Az. 1 179/11) – wo es heißt: »Danach verlangt das Bestehen einer Dienstgemeinschaft keine konfessionelle Gebundenheit aller Beschäftigten zu einer christlichen – hier zur evangelischen – Kirche. Es ist vielmehr Ausdruck des kirchlichen Dienstes selbst, der durch den Auftrag bestimmt wird, das Evangelium in Wort und Tat zu verkünden. Hieran wirken alle Beschäftigten durch ihre Tätigkeit und demnach ungeachtet ihres individuellen Glaubens oder ihrer weltanschaulichen Überzeugungen mit ... Die Dienstgemeinschaft hängt deshalb nicht davon ab, ob oder in welchem Umfang nicht evangelische Christen oder Nichtchristen in einer kirchlichen Einrichtung beschäftigt sind. Ebenso wenig kommt es darauf an, ob die jeweiligen Arbeitsverhältnisse verkündigungsnahe oder verkündigungsferne Tätigkeiten betreffen.« Diese Klarstellungen sind wichtig, weil das in Deutschland verfassungsrechtlich geschützte Selbstbestimmungsrecht der Kirchen das Leitbild »Dienstgemeinschaft« zur Fundierung des spezifisch kirchlichen Arbeitsrechts eingeführt hat.

Die in vielen Regionen und Städten Deutschlands vorhandene Entkirchlichung hat dazu geführt, dass diakonische Träger nicht umhinkommen, auch nichtchristliche Bewerber/innen einzustellen, um den Betrieb aufrecht zu erhalten. Gerade bei Ärzten/innen kommt dies nicht selten vor. Es wird deshalb immer wieder die Frage laut, wie kann das kirchliche Proprium, wie kann das spezifische Profil diakonischer Einrichtungen gewahrt werden, wenn eine nicht unerhebliche Anzahl von Beschäftigten keine Christen sind?

Die Antwort auf diese heute viele bewegende Frage ist in zwei Schritten zu geben:

1. Es kommt auf die Identität und Leitung der Einrichtung an, in der die kirchliche Verankerung abgebildet sein muss. Dies war und ist übrigens in der äußeren Mission immer schon so praktiziert, wo in Krankenhäusern und Schulen viele nichtchristliche Beschäftigte arbeiten – aufgrund der Leitung aber kein Zweifel daran aufkommt, dass es sich um kirchliche Einrichtungen handelt.
2. Zur Profilierung des kirchlichen Propriums ist eine kirchlich verankerte Kerngruppe in der großen Gruppe der Mitarbeitenden wichtig, die bewusst zu ihrer Kirchlichkeit steht und ihre Berufstätigkeit im theo-

logisch-diakonischen Begründungszusammenhang versteht. Der Ratsvorsitzende der EKD – Bischof Bedford-Strohm – hat bei einer Diakonie-Tagung Anfang November 2014 in Berlin von einer »kritischen Masse« in diesem Zusammenhang gesprochen, die bei den Beschäftigten notwendig sei, um die Kirchlichkeit einer Einrichtung durch eine Kerngruppe zu gewährleisten.

An dieser Stelle wird eine neue Funktion unserer Diakonischen Gemeinschaften erkennbar, die genau diese Aufgabe einer Kerngruppe erfüllen. Es ist daher von großer Relevanz, dass diakonische Träger Diakonische Gemeinschaften fördern und möglicherweise neu einführen, um ihr diakonisches Profil zu stärken.

Um die Tatsache, dass in diakonischen Einrichtungen eine nicht unerhebliche Anzahl von Nichtchristen beschäftigt sind, mit der kirchlichen Norm in Einklang zu bringen, ist eine Anpassung der Loyalitätsrichtlinie der EKD in der Weise sinnvoll, dass die Ausnahmeregelung (der gemäß Nichtchristen angestellt werden dürfen) in eine Öffnungsklausel geändert wird. Die Diskussion in Diakonie und EKD weist in diese Richtung.

## Das Besondere Diakonischer Gemeinschaften

Im Blick auf die beschriebene Funktion Diakonischer Gemeinschaften im größeren Kontext der Dienstgemeinschaften ist es sinnvoll, wenn wir uns vertieft klar machen, was »Diakonische Gemeinschaft« eigentlich ist.

Die Kirchentheorie spricht von unterschiedlichen Sozialgestalten der Kirche: Den Kirchengemeinden, den Landeskirchen, der weltweiten Ökumene usw. Neu gesehen werden müssen unsere Gemeinschaften als weitere Sozialgestalt der Kirche – seien es die Diakonischen Gemeinschaften in den Verbänden im Diakoniat ([www.diakoniat.org](http://www.diakoniat.org)) oder die Kontemplativen Gemeinschaften.

Gemeinschaften in unserem Sinne konstituieren sich durch Zugehörigkeit. Die Erfahrung der Zugehörigkeit ist nur selten gewürdigt: Je globaler, mobiler, fragmentierter und schneller das moderne Leben wird, umso mehr suchen Menschen nach neuen Formen der Zugehörigkeit.

Es identifiziert unsere Identität, zugehörig zu sein. Zugehörigkeit ist eine existentielle Basis für menschliche Entwicklung und hat – wie Christina Krause u.a. gezeigt haben – sogar Auswirkungen auf unsere Gesundheit (»verbunden gesund« ISBN 978-3-9812012-0-89).

Hilfreich für das Verständnis von »Gemeinschaft« ist außerdem die idealtypische Unterscheidung von Ferdinand Tönnies, dessen bekanntes Buch den Titel trägt: »Gemeinschaft und Gesellschaft«.

»Gemeinschaft« ist in seiner Definition eine Gruppe, in der die Einzelnen füreinander da sind, weil sie ein gleiches Ziel und ein gemeinsames Fundament haben.

In der von Tönnies definierten »Gesellschaft« hingegen bedienen sich Einzelne der Anderen auf instrumentelle Weise. Die Anderen werden Mittel zur Realisierung des individuellen Nutzens. Beispiel ist etwa der Markt mit dem ihn kennzeichnenden Tauschhandel.

In Bezug auf die Gemeinschaften unterscheidet Tönnies drei verschiedene Arten:

1. Gemeinschaften des Blutes (Verwandtschaft, Familie)
2. Gemeinschaften des Ortes (Nachbarschaft)
3. Gemeinschaften des Geistes (Freundschaft), wobei letztere die menschlichste ist, weil am wenigsten instinktiv und durch Gewöhnung entstanden.

Unsere Geistlichen Gemeinschaften lassen sich im Sinne der »Gemeinschaften des Geistes« von Tönnies beschreiben: Sie sind durch Freundschaft im besten Verständnis getragen. Nicht nur durch Freundschaft oder gleiche Gesinnung untereinander, sondern auch durch Freundschaft mit Gott.

Wir kamen schon auf die Unterschiede zu sprechen von:

- Diakonischen Gemeinschaften, in die viele durch Beruf, Arbeitsfeld oder Ausbildung hineinfließen, und
- Kontemplative Gemeinschaften, welchen sich Menschen anschließen, weil sie die spezifische Spiritualität, politische Prägung oder die Atmosphäre der Gruppe schätzen.

Beiden Formen ist freilich gemeinsam, dass nicht das Kollektiv an sich das Wesentliche ist, sondern der transzendente Bezug. Der uns zusammenführende Glaube reicht weiter als eine jeweils gerade existierende Gruppenzusammensetzung. Geistliche Gemeinschaften sind in Wahrheit nicht nur Gemeinschaften für sich selbst, sondern auch Gemeinschaften für Andere. Deshalb sind sie auch wichtig für diakonische Träger und deren Arbeitsfelder, damit die geistliche Wurzel der Arbeit dort lebendig bleibt.

Der Blick auf die verschiedenen Formen lässt schon deutlich werden, dass die Profile der Gemeinschaften nicht uniform sind. Gemeinschaften im Diakonat sind unterschiedlich strukturiert. Wenn die Zugehörigen an einem Ort leben, lässt sich Anderes praktizieren, als bei weit Auseinanderlebenden. Die Altersstruktur, die Verbindlichkeit der Gemeinschaftsformen, die äußeren Erkennungszeichen, die Gestaltung des Hauses – all dies prägt das Profil der jeweiligen Gemeinschaft. Die Öffnung von ehemaligen Frauen-

gemeinschaften für Männer – und umgekehrt – haben das Gesicht der Gemeinschaften verändert, allerdings oft weit weniger dramatisch, als vor der Öffnung befürchtet wurde.

Jede Gemeinschaft gewinnt durch die Menschen, die sie bilden, ihre eigenen Umgangs- und Veranstaltungsformen. Die Entwicklung des gesellschaftlichen Kontextes der Gemeinschaften hat diese deutlich verändert. Das Maß an Einheitlichkeit ist zurückgetreten, die Pluralität der Lebensformen und individualisierte Lebensgestaltungen haben zugenommen. Aus Dienst-, Glaubens- und Lebensgemeinschaften wurden Dienst-, Glaubens- und Weggemeinschaften, deren Angehörige durchaus unterschiedliche Lebensstile pflegen, sich aber auf einem gemeinsamen Weg wissen.

Konstitutiv für das Profil jeder diakonischen Gemeinschaft ist, dass in ihr »das Evangelium rein verkündet« wird und »die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden« (Augsburger Bekenntnis Artikel 7). Die als Gemeinschaft verwirklichte Zusammengehörigkeit von Verkündigung und tätiger Nächstenliebe gerade auch im Beruf qualifiziert das diakonische Profil. Beruflich praktizierte Nächstenliebe etwa im Pflegeberuf gewinnt so seine theologische Begründung und Wertschätzung. Der Dienst wird in diesem Licht nicht nur einfach als Serviceleistung gesehen, sondern als eine Tätigkeit, die sich selbst als Sakrament verstehen lässt.

Martin Luther hat bekanntlich die Sakramente, insbesondere das Abendmahl, als Gestalt des Wortes Gottes beschrieben. Analog lässt sich – in Aufnahme einer Wendung der Brüder von Taizé – vom »Sakrament des Nächsten« sprechen. Vornehmlich im Wort, aber auch im Abendmahl und nach Mt. 25 im hilfsbedürftigen Geringsten begegnet uns Jesus Christus selbst. Diakonisches Handeln, das Handeln an den Hilfsbedürftigen, hat sakramentale Würde und deshalb in der kirchlichen Beurteilung einen nicht zu überbietenden Wert. Luthers Beschreibung, dass »in, mit und unter« Hostie und Wein der Leib und das Blut Christi gegenwärtig ist, lässt sich auch für ein profiliertes Verständnis diakonischen Handelns entfalten: »In, mit und unter« pflegender und helfender Tätigkeit entsteht diakonisches Handeln, wenn es unter der Voraussetzung des Wortes Gottes geschieht, d.h. wenn es von einer Kommunikation begleitet ist, deren Prägung im biblischen Auftrag begründet ist.

Gemeinschaften im Diakonat sind meist mit bestimmten diakonischen Einrichtungsträgern verbunden, deren Entwicklung sie initiiert, mit gestaltet und mitgeprägt haben. Die rechtliche Verbindung zwischen den Trägern und den Gemeinschaften stellt sich heute unterschiedlich dar. Angesichts gesellschaftsrechtlicher Vernetzungen und Holdingbildungen lösen sich angestammte Verbindungen zu den Gemeinschaften manchmal. Andererseits können Gemeinschaften, deren Angehörige in den Arbeitsfeldern ihres

Trägers berufstätig sind, eine wichtige Aufgabe wahrnehmen. Die Gemeinschaften sind für das diakonische Profil der Arbeitsfelder und Einrichtungen eine große Hilfe. Sie haben durch gepflegte Gemeinschaft und ihre Tradition die Voraussetzungen, diakonische Kerne und Profilageber in den größeren Dienstgemeinschaften zu sein. Sie sind offensive Träger der diakonischen Wertekultur und fördern dadurch auch den Erfolg der Einrichtungen. Die Untersuchungen der Bertelsmann Stiftung und der Universität St. Gallen haben den Zusammenhang von Wertekultur und Unternehmenserfolg eindrucksvoll gezeigt. Die große Mehrheit der untersuchten Unternehmen sieht in der eigenen Wertekultur einen wesentlichen Vorteil, der sich nicht nur positiv auf die Erschließung neuer Potentiale auswirkt, sondern auch zur Verbesserung der Performance beiträgt (siehe auch: [www.deep-white.com](http://www.deep-white.com)).

Andererseits ist die Teilhabe am **Diakonat der Kirche** zentral.  
**Daher einige grundsätzliche Überlegungen zum Diakonat.**

(Zitat aus einem Artikel von Martin Zentgraf im Diakonie-Lexikon, Neukirchener Verlagsgesellschaft 2016)

**Der Diakonat ist aus dem Auftrag der Kirche zu begründen, aus ihrem Zeugendienst für Christus, aus der Kommunikation des Evangeliums, aus der Sendung an alle Menschen.**

Der Kirche ist ein umfassendes Amt gegeben, das sich funktional differenziert. Diakonat und Pfarramt sind zwei Gestalten dieses umfassenden Amtes. Da sowohl der Dienst der praktizierten Nächstenliebe wie auch der Dienst der Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung jeweils spezifische Ausformungen des einen der Kirche aufgetragenen Amtes sind, stehen sie hierarchiefrei, gleichberechtigt nebeneinander (Barmer Theol. Erklärung IV). Die historisch aufgetretene Vorstellung eines hierarchisch dreigegliederten Amtes (Bischof – Priester – Diakon) ist nicht aus den biblischen Texten ableitbar.

Alle Christen sind als Getaufte beauftragt, Christus in Wort und Tat zu bezeugen. Die Berufung in einen besonderen kirchlichen Dienst ist an Voraussetzungen gebunden: Charisma, Ausbildung und Kompetenz. Ein kirchlicher Dienst ist gegeben, wenn äußere und innere Berufung zusammenkommen und wenn die Berufsausübung Anteil hat am umfassenden Amt der Kirche, der Verkündigung, der Kommunikation des Evangeliums. Die Berufung in den Diakonat begründet kein Amt, sondern ist Ausdruck des umfassenden Amtes der Kirche.

Sowohl die praktizierte Nächstenliebe wie auch die Wortverkündigung kommen vom Glauben her und laden zum Glauben ein. Während die Sprachlichkeit der Predigt eine klare Erkennbarkeit des Zeugnisses von Je-

sus Christus ermöglicht, führt die praktizierte Nächstenliebe zur Glaubwürdigkeit dieses Zeugnisses. Beide Dienste verweisen aufeinander und haben füreinander konstitutive Bedeutung. Um der Erkennbarkeit des diakonischen Handelns willen kann in ihm nicht auf die Wortverkündigung verzichtet werden.

Neben der ehrenamtlich praktizierten Nächstenliebe verwirklicht sich der Diakonat in den kirchlichen Berufen der Pflege und Sozialarbeit, der Beratung und Seelsorge, der Erziehung und Gemeindepädagogik. Die Grenzen der Tätigkeitsfelder diakonischer Berufe zum Pfarramt hin sind fließend.

*Diakonia* ist im NT nicht ein Spezialbegriff, der für eine kirchliche Praxis im Sinne eines sich unterordnenden Dienstes mit nur sozial-karitativen Aufgaben steht. *Diakonia* ist vielmehr eine Bezeichnung, die auf Beauftragungen verweist – vor allem in den Bereichen Verkündigung und Gemeindeleitung, in konkreten Situationen aber durchaus auch für weitere spezifische Aufgaben und Botengänge, wie etwa die Überbringung der Kollekte oder die Versorgung der Witwen (Apg 6,1-7). In Apg 7-8 wird klar, dass »die Sieben« Leiter der griechisch sprechenden Urgemeinde mit einem Verkündigungsauftrag waren und vom Autor der Apg rückblickend mit den ihm zu seiner Zeit bekannten Diakonen in Zusammenhang gebracht wurden.

Während in den ersten Gemeinden die Presbyter eine Art Ältestenrat bildeten, arbeiteten Episkop (Bischof) und Diakon als Team auf Augenhöhe (Phil 1,1; 1.Tim 3,8-13) In der um das Jahr 90 n. Chr. verfassten Apg scheinen die Apostel für das Wort Gottes und die Diakone für den Dienst an den Tischen zuständig gewesen zu sein. Den gemeinsamen Dienst der Bischöfe und Diakone bezeichnet die um 100 entstandene »Didache« als »Liturgie«. Die unlösliche Verbindung von Gottes- und Menschenliebe im Doppelgebot der Liebe wird hier in der unlöslichen Verbindung von Liturgie und Diakonie konkret.

Die spätere Herausbildung des Monepiskopats zerstörte dann dieses ursprünglich gleichberechtigte Team. In der »Traditio Apostolica« (Mitte 3. Jahrhundert) heißt es dann: »Jeder Diakon (...) soll sich ständig an den Bischof halten.«

Der weibliche Diakonat ist bereits im NT vertreten: Röm. 16,1 wird Phöbe ausdrücklich mit dem Titel *diakonos* bezeichnet. 1. Tim. 3 wird ebenfalls von Frauen im Diakonat gesprochen. Diese Frauen waren zum Dienst bei Frauen in der Krankenpflege, bei der Taufe und dem Abendmahl tätig. Nach 325 begegnet die Bezeichnung *Diakonisse*. Während der weibliche Diakonat im Westen – im Unterschied zum Osten – keine Blüte erlebte, wurden seine Tätigkeitsfelder immer mehr von Frauenklöstern übernommen.



Das institutionelle Auseinandertreten von sozialer und liturgischer Kompetenz verstärkte sich mit der stark zunehmenden Expansion und dem internen Ausbau der Kirche schon im ausgehenden Römischen Reich. Die christlich-soziale Verantwortung, die ursprünglich direkt in den Gemeinden organisiert war, fand in einem historisch und territorial differenzierten Prozess eine Vielzahl von eigenen institutionellen Ausprägungen: Hospitäler, Klöster, Waisenhäuser, Schulen – und später Rettungshäuser, Diakonissenmutterhäuser und Brüderhäuser – waren (und sind z.T. bis heute) Orte der Praxis und Qualifikation für professionalisierte, christlich motivierte Sozial-, Pflege- und Bildungsdienste. Während die in der frühen Kirche im männlichen – aber auch im weiblichen – Diakonat Tätigen die Aufgabe hatten, Kranke mit der Kommunion zu versorgen und auch Taufunterricht zu erteilen, veränderte sich der männliche Diakonat vor der Jahrtausendwende zu einer Durchgangsstufe hin zum Priesteramt. Die Bezeichnung *Diakonisse* erhielt sich z.T. noch bis in die frühe Neuzeit in Frauenklöstern, etwa bei den Zisterzienserinnen. Arbeitsfelder christlicher Nächstenliebe wurden im Spätmittelalter, ohne ausdrückliche Anknüpfung an den Diakonat, auch von Beginengemeinschaften und anderen Laiengemeinschaften wahrgenommen.

Die Reformation führte zunächst dazu, dass große Teile der Armen- und Krankenfürsorge in die kommunale Zuständigkeit der Städte bzw. Territorialherrschaften übergingen. Dem Diakonat kam in den lutherischen Gebieten keine wahrnehmbare Bedeutung zu, lediglich bei Bugenhagen gibt es Ansätze. In der reformierten Tradition setzte sich das Konzept Calvins durch: Eine auf die Ortsgemeinde bezogene Vier-Ämter-Lehre, die zwischen: *Hirte (pastor)*, *Lehrer (doctor)*, *Ältesten (presbyteri / seniores)* und *Diakonen (diaconi, dazu zählten nach Calvin auch »diakonissae« – Diakonissen)* unterschied.

Der Pietismus des 18. und 19. Jahrhunderts führte – beispielsweise in den Franckeschen Anstalten in Halle – zu wichtigen Neugründungen diakonischer Arbeit.

Im 19. Jahrhundert wurden dann ausdrücklich mit Bezug auf den Diakonat neue Berufs- und Lebensentwürfe begründet, die auch jeweils mit entsprechenden Gemeinschaftsgründungen einhergingen.

Hinrich Wichern gründete 1833 das »Raue Haus« in Horn bei Hamburg, ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder. Für die christliche Erziehung und berufliche Ausbildung dieser Kinder bildete er so genannte »Gehilfen« aus, die zusammen eine Bruderschaft bildeten. Wichern selbst hatte zunächst den *Diakontitel* nicht für diese Brüder vorgesehen. Er bürgerte sich allerdings für die Absolventen der Ausbildungen in Brüderhäusern ein, die in der Fol-

gezeit an vielen Orten mit unterschiedlichen diakonischen Arbeitsfeldern im deutschsprachigen Raum entstanden. Die in dieser männlichen Traditionslinie stehenden Diakonenausbildungsstätten (inzwischen oft evangelische Fachhochschulen bzw. Hochschulen, die eine Doppelqualifikation: sozialfachlich/theologisch anbieten) haben heute auch viele Absolventinnen, die sich als *Diakoninnen* einsegnen lassen.

Theodor Fliedner gründete 1836 in Kaiserswerth bei Düsseldorf die Diakonissenanstalt als »Bildungsanstalt für evangelische Pflegerinnen«. Das Diakonissenmutterhaus wurde zu einem im In- und Ausland häufig nachgeahmten Modell: Ein Mutterhaus für die Diakonissengemeinschaft. Diakonissen herkömmlicher Form – unverheiratete Frauen in der Tracht (mit Haube) der verheirateten Bürgersfrau des 19. Jahrhunderts – wurden oft im Pflegeberuf in Gemeinden und Krankenhäusern eingesetzt, ferner in der Erziehungsarbeit in Kindergärten und sozialpflegerischen Einrichtungen. Neben den Diakonissenmutterhäusern im Kaiserswerther Verband gibt es Diakonissen in Mutterhäusern des Gemeinschaftsdiakonieverbandes und in evangelischen Freikirchen. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelten sich bei Mitgliedern des Kaiserswerther Verbandes so genannte Verbandschwesternschaften, zu welchen auch verheiratete Frauen gehören. Als Bezeichnungen von neuen Gemeinschaftsmitgliedern in der Kaiserswerther Verbandstradition haben sich eingebürgert: »Diakonische Schwester«, »Diakonischer Bruder«, »Diakonisse neuer Form«.

Friedrich Zimmer gründete 1894 den Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf. Die Mitglieder der dazugehörigen Schwesternschaft tragen die Bezeichnung »*Diakonieschwester*« und gehören zu einer genossenschaftlich organisierten Gemeinschaft, die auch als Träger von Gestellungsverträgen mit Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen und Gemeinden auftritt. Diakonieschwestern sind in der Pflege, in der Bildungsarbeit oder anderen Berufen des Gesundheitswesens tätig, erhalten Tarifgehalt und können eigene Familie haben. Sie erhalten eine theologisch-diakonische Qualifikation und werden eingeseignet, um das diakonische Profil in ihrem jeweiligen Arbeitsfeld zu stärken. 1916 wurde der Zehlendorfer Verband ([www.zehlendorfer-verband.de](http://www.zehlendorfer-verband.de)) gegründet, zu dem weitere Schwesternschaften und Diakonische Gemeinschaften gehören, deren Mitglieder ebenfalls als Diakonieschwestern und -brüder im Gesundheitswesen oder als Frauen und Männer im kirchlichen Dienst tätig sind.

## Katholische Kirche

In der röm.-kath. Kirche gibt es neben dem Diakonat als niederer Weihe und Durchgangsstufe (Durchgangsdiakon) zum Priester (c.266 CIC) – den ehrenamtlichen oder hauptamtlichen Diakonat (Ständiger Diakon). Seit dem II. Vaticanum (1962 -1965) ist die Weihe auch reiferer verheirateter Männer zum Ständigen Diakon ermöglicht, die je nach Qualifikation in der Seelsorge und anderen kirchlichen Diensten tätig sind. Initiativen, den Diakonat auch für Frauen zugänglich zu machen, führten bisher nicht zum Ziel.

## Aktuelle Diskussion in der Evangelischen Kirche

1996 hat das Kirchenamt der EKD den Text (Nr. 58) »Der evangelische Diakonat als geordnetes Amt der Kirche« veröffentlicht. Anschließend arbeitete man an einer entsprechenden Richtlinie, die die Qualifikationserwartungen, die kirchenrechtliche Einordnung (auch im Blick auf bei manchen Gliedkirchen vorhandene Diakonengesetze) und die Form der kirchlichen Einführung klären sollte. Da viele Diakoninnen und Diakone auch in der verfassten Kirche angestellt sind und in Kirchengemeinden mit Pfarrern/innen zusammenarbeiten, ist bei dieser Berufsgruppe ein besonderes Interesse an einer gesamtkirchlichen Klärung vorhanden. Ein Schritt in diese Richtung ist die 2014 erschienene EKD-Veröffentlichung »Perspektiven für diakonisch-gemeindepädagogische Ausbildungs- und Berufsprofile«.

Diakonieschwestern, Diakonissen und andere Mitarbeitende im Diakonat, die überwiegend im Gesundheitswesen bzw. diakonischen Einrichtungen arbeiten, haben unterschiedlich umfangreiche theologisch-diakonische Bildungsvoraussetzungen. Sie arbeiten als erkennbare Diakonische Gemeinschaften (Kerngruppen) im Kontext der größeren *Dienstgemeinschaften* (Belegschaften) diakonischer Einrichtungen. Ihr Selbstverständnis ist wesentlich durch die Zugehörigkeit zur jeweiligen Diakonischen Gemeinschaft bestimmt, die ihre Zugangskriterien und Qualifikationsprofile intern definiert.

Die Verbände der Diakone/innen, Diakonissen, Diakonieschwestern und -brüder arbeiten als Verbände im Diakonat zusammen ([www.diakonat.org](http://www.diakonat.org)) und sind im Bereich der so genannten Personenverbände in den Gremien der Diakonie Deutschland EWDE vertreten. Ihre Mitglieder sind eingesegnet in den Diakonat und haben so Anteil am umfassenden Amt der Kirche, dem Zeugendienst für Christus, der Kommunikation des Evangeliums, der Sendung an alle Menschen.

## Literatur:

Anni Hentschel: DIAKONIA im Neuen Testament, Tübingen 2007; Gottfried Buttler: Art. Kirchliche Berufe, in TRE Bd. 19, Berlin 1990, 191-213; Annette Noller, Ellen Eidt, Heinz Schmidt (Hrsg.): Diakonat – theologische und sozialwissenschaftliche Perspektiven auf ein kirchliches Amt, Stuttgart 2013.

*Dr. Martin Zentgraf*

Vorstandsvorsitzender des Zehlendorfer Verbandes für Evangelische Diakonie e.V.

# Bildung, Beteiligung, Solidarität – 100 Jahre Zehlendorfer Verband



## Stolpern, Fallen, Krönchen richten, Aufstehen

Vor 25 Jahren – genau im Jahr 1990 – erschien zum 150. Jubiläum des Friederikenstifts in Hannover eine Festschrift, für die der damalige Vorsteher Rainer Reimann, lange Jahre auch Vorsitzender des Zehlendorfer Verbandes, das Vorwort geschrieben hat.<sup>1</sup> Unter dem Titel »Zugänge zum Friederikenstift« führt uns Reimann durch verschiedene Türen, die die unterschiedlichen Zeiten, Strukturen, Ge-

bäude und Arbeitsfelder des Diakoniewerks symbolisieren. Dabei führt der Weg zunächst in das Armenhaus, in dem am 6. August 1840 Hannoversche Bürgerinnen auf Initiative von Ida Arenhold hin den »Frauenverein für Armen- und Krankenpflege« gründeten. Inspiriert von Amalie Sieveking und Johann Hinrich Wichern in Hamburg wollte der Frauenverein nun auch in Hannover der wachsenden Verelendung breiter Bevölkerungsschichten in der Industrialisierung begegnen. Die Frauen nahmen die Hilfe in die eigene Hand: sie gingen selbst in die Häuser, kümmerten sich um Lebensmittel und Brennmaterial, sorgten für die rechtzeitige Reparatur von Kleidern und Schuhen, achteten auf den Schulbesuch der Kinder und sorgten dafür, dass die Frauen auch Beschäftigung fanden – in Nähstuben, Strickvereinen, als Dienstboten. »Hilfe zur Selbsthilfe« war das tragende Prinzip – kein Almosen ohne Arbeit. Und natürlich pflegte man auch Kranke, wo es nötig war. Reimann führt uns dann zu dem alten Anwesen, das – noch immer in Trägerschaft des Frauenvereins – im Jahr 1844 durch die Großzügigkeit des Königs Ernst August von Hannover den Namen »Friederikenstift« erhielt – in Erinnerung an seine drei Jahre zuvor verstorbene Frau, die der Diakonie aus eigener Erfahrung mit ihrem blinden Sohn zugeneigt war. Dieses Haus

diente nun in besonderer Weise der Krankenpflege, die aber damals noch zugleich als soziale Arbeit im weiteren Sinne begriffen wurde: Ausbildung und Arbeitsvermittlung blieben wichtige Arbeitsfelder, bis 1916, in den Umbrüchen und Herausforderungen des Ersten Weltkriegs, die professionelle Krankenpflege zum Hauptarbeitsfeld wurde.

1916 ist gesellschaftlich ein wichtiges Umbruchsjahr: im Dezember wurde das Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst beschlossen – damit wurden alle arbeitslosen Männer erfasst und in die Rüstungsindustrie geschickt, in gewisser Weise wurde das Arbeitsamt geschaffen; schon 9 Jahre zuvor, 1907, war in Preussen das erste Krankenpflegegesetz beschlossen worden. Nun wurden alle Kräfte, Männer wie Frauen, in der Pflege gebraucht, um der wachsenden Epidemieprobleme Herr zu werden. Ausdrücklich weist das Hilfsdienstgesetz deshalb darauf hin, dass auch Männer in der Krankenpflege eingesetzt werden konnten. Zugleich aber setzte sich die Oberinnenkonferenz der Zehlendorfer Schwesternschaften mit ihrer Forderung nach einer Verlängerung der Ausbildungszeit für Schwestern durch. In immer mehr Mutterhäusern<sup>2</sup> wurden die Pflegeausbildungsgänge auf die staatliche Anerkennung hin konzipiert und neue Krankenhäuser eröffnet, in denen stärker auf Qualität geachtet wurde.<sup>3</sup> In dieser Zeit erfand sich also auch das Friederikenstift, damals ein Lazarett, ganz neu: es wurde zu einem modernen Krankenhaus umgestaltet. Reimann schildert, welche Rolle dabei die vierte Oberin der Schwesternschaft, Ella Freiin von Hake spielte, welche Bedeutung aber auch der damalige Leitende Arzt hatte. Schon seit 1886 nämlich hatte das Stift eine neue Satzung mit einem Leitungsteam an der Spitze – einem Oberkonsistorialrat als Vorsitzendem und einem Stiftsarzt. Dr. Hoff, ein Chirurg, sorgte nun 1916 dafür, dass das Krankenhaus einen Vertrag mit der Berufsgenossenschaft schloss, der es zur Unfallklinik machte und seine Zukunft sicherte. Es ist kein Zufall, dass dieses Kriegs- und Umbruchsjahr 1916, das den Krankenhäusern und der Pflegeausbildung einen Innovationsschub gab, auch zum Gründungsjahr des Zehlendorfer Verbandes wurde.

Im Friederikenstift wurde nun auch die Satzung noch einmal verändert, denn nun gab es zum ersten Mal einen Anstaltsvorsitzenden, der die Geschäfte führte und durch die Oberin vertreten wurde. Aus dem bürgerlichen Frauenverein war eine diakonische Anstalt unter kirchlicher Leitung geworden. Bei allen Brüchen aber ging ein wesentlicher Aspekt der Traditionslinie mit: zur Unfallklinik gehörte auch die berufliche und soziale Rehabilitati-

1 150 Jahre Diakoniewerk Friederikenstift, Hannover 1990

2 Vgl. zum Beispiel in Oldenburg und Dessau – s. Website

3 Z.B. sollte nun jeder Patient standardmäßig sein eigenes Bett haben.

on. Und, was vielleicht das Wichtigste war, auch das Friederikenstift plante 1922 eine eigene Krankenpflegeschule, die 1927 mit der Entsendung einer Unterrichtsschwester aus dem Ev. Diakonieverein Zehlendorf in Betrieb genommen werden konnte. Zwei Jahre später konnte die erträumte eigene Schwesternschaft an den Start gehen – die Friederikenschwestern, die damals – schon in der Weimarer Republik – in Erinnerung an die Wurzeln des Stiftes ihre Brosche mit der königlichen Krone entwickelte. Die Schwesternschaft trat nun auch dem Zehlendorfer Verband für evangelische Diakonie bei. Ihr Krankenhaus in Hannover, das Ende der 1980er Jahre general saniert wurde, ist heute Teil einer größeren Holding, der DIAKOVERE gGmbH Hannover, zu der auch das Annastift und das Henriettenstift gehören; letzteres Teil des Kaiserswerther Verbandes.

Rainer Reimann konnte damals noch nicht wissen, wie groß die Herausforderungen waren, die in den letzten Jahren auf das Haus zukamen, aber er schreibt am Ende seines Vorworts: »Die 150-Jahrfeier ... bedeutet keine Zäsur mit einem gewissen Abschluss. Vielmehr ist wieder einmal, wie so oft in der langen Geschichte des Friederikenstiftes, eine Erneuerung der Arbeit eingeleitet worden.« Und sie wird weitergehen – nicht nur, weil die Holding inzwischen große finanzielle Herausforderungen meistern musste, die die alten Traditionen und Strukturen der Häuser mit ihren Vorstehern und Oberinnen in Frage stellten – die Gesamtleitung liegt nun ganz in medizinisch-ökonomischen Händen –, sondern auch, weil damit die Frage auf dem Tisch liegt, wie gewichtig und wie trennend die Traditionslinien der Mutterhausdiakonie und der Zehlendorfer Diakonie tatsächlich noch sind.

Zunächst aber zeigt uns die Geschichte des Friederikenstiftes, welche Brüche eine gewachsene und gut gegründete Identität aushält, welche Wandlungsprozesse sie durchlaufen kann. Von der Armen- und Krankenfürsorge zur Krankenpflege, vom bürgerschaftlichen Engagement zur Professionalität, von der Hilfe in der Pflege zum Beruf der Schwester,<sup>4</sup> von einem genossenschaftlich ausgerichteten Frauenverein zum königlichen Stift mit einem Vorsteher an der Spitze, vom Lazarett zur Unfallklinik und schließlich zum Teil eines diakonischen Krankenhausverbundes – mit Satzungs-Struktur- und Namensveränderungen auf dem Weg. »Und immer wieder stolpern, aufrichten, Krönchen richten und weitergehen«, dachte ich beim Lesen, wohl auch, weil die Friederikenbrosche mit der Krone die Festschrift ziert. Mit ihren 570 Diakonieschwestern gehört diese Schwesternschaft noch immer zu den großen Traditionsmitgliedern des Zehlendorfer Verbandes. »Wer für wirkliche Bedürfnisse das Auge offen hält und den ernsten Willen hat, ihnen

4 Vgl. Jutta Schmidt: Beruf: Schwester

abzuhelfen, der wird ja dauernd nicht stille stehen können«, schrieb schon Friedrich Zimmer in seiner Denkschrift »Nach 25 Jahren«<sup>5</sup>.

## 1 Diakonische Verwandtschaftsbeziehungen

Wer als Bürger Hannovers das Friederikenstift heute sieht, erkennt darin zunächst nur eines der Krankenhäuser der DIAKOVERE gGmbH Hannover mit ihren unterschiedlichen Dependancen und Spezialangeboten von der Altenhilfe bis zur Kinderklinik und zum Hospiz. Ein diakonisches Haus mit einer eigenen Schwesternschaft, das sich – auch in der Ikonographie – kaum von der Mutterhausdiakonie der Henriettenstiftung »nebenan« in der Marienstraße unterscheidet. Wie kam es eigentlich dazu, dass die Häuser sich in so unterschiedliche Verwandtschaftsbeziehungen eingliederten? Es war wohl nicht nur der Wunsch, sich von der Nachbarin abzugrenzen, um in einer größeren Struktur nicht »unterzugehen«, der dazu führte, dass der Vorstand des Friederikenstiftes 1916 eine Zehlendorfer Unterrichtsschwester rief und dass er diesen Verband »wählte«, als es gegen Ende der Weimarer Republik wichtiger wurde, sich auch verbandspolitisch zu organisieren, um das diakonische Profil in der wachsenden Säkularisierung zu wahren. Es war die Traditionslinie, die von Ida Ahrenhold bis zu Amalie Sieveking zurückführte und die auch von Friedrich Zimmer, dem Gründer des Diakonievereins Zehlendorf, aufgegriffen worden war: man identifizierte sich mit der Geschichte der Frauenverbände, die ledige Frauen auf genossenschaftlicher Basis für einen Beruf in der Diakonie, vornehmlich für den Schwesternberuf, ausbildeten und stark machten. Mit dem Wurzelboden in der bürgerlichen, eher städtischen Frauenbewegung; durchaus selbstbewusst, aber eben auch mit klaren Vorstellungen von der geschlechtstypischen Berufung der Frau für die tätige Nächstenliebe.

Amalie Sieveking, der Schwester eines früh verstorbenen Theologiestudenten, ging es darum, dem Dasein der alleinstehenden Frau einen Sinn zu geben.<sup>6</sup> »Dass ich zu denen gehöre, die durch Entsagung für den Himmel gebildet werden sollen«<sup>7</sup>, schreibt sie 1822, »erscheint mir immer klarer und gewisser, wenn anders Entsagung genannt werden kann, wofür ein so reicher Einsatz geboten wird« ...<sup>8</sup> »Ich glaube immer deutlicher zu fühlen, dass ich nach meiner ganzen Individualität nicht hinein passe in jenes Heiligtum

5 S. 45

6 Paul Philippi, Die Vorstufen des modernen Diakonissenamtes, 1789 – 1848, Eine Motivgeschichtliche Untersuchung, Neukirchen 1966

7 Auch Theodor Fliedner war von ihrem Vorbild bewegt

8 A.a.O S. 75

(der Ehe)«, schreibt sie, und schreibt sich dann in eine christliche Brautmystik hinein, die dem Ledig-sein den Sinn der ungeteilten Aufmerksamkeit für den Beruf der Nächstenliebe gibt. Anders jedoch als die Barmherzigen Schwestern, die damals nicht nur im Katholizismus eine große Rolle als Impulsgeberinnen für caritative Bewegungen spielten, hielt sie aber eine klösterliche Gemeinschaft nicht für nötig, um diesem Ideal zu folgen – ihr ging es darum, Christus in der Welt zu dienen und sich dabei mit anderen, die das gleiche Ziel hatten, zusammenzuschließen. Dass Amalie Sieveking die Freiheit zum Dienst in den Mittelpunkt rückte, zeigte sich auch daran, dass die erste Regel, die sie schrieb, keine lebenslangen Gelübde vorsah – aus ihrer Schwesterngemeinschaft konnte man jederzeit wieder austreten und dabei auch den eigenen Besitz mitnehmen. Und dass es ihr um Beruflichkeit ging, zeigt sich an der großen Bedeutung, die Bildung und Ausbildung von Anfang an hatten. Aber auch diese Genossenschaft freier und gebildeter, berufstätiger Frauen, sollte eine »Schutzhülle« haben – nicht aus Klostermauern allerdings, sondern aus einer starken Gemeinschaft gebildet. So jedenfalls interpretiert Paul Philippi den Schwesternschaftsgedanken bei Amalie Sieveking – als einen starken Ring nach innen, der für die Begegnung mit der Außenwelt Kraft und Kompetenz gibt.

Jahrzehnte später – lange nach der Gründung der Kaiserswerther Diakonissenanstalt 1836, als schon Tausende Diakonissen nach Kaiserswerther Vorbild in deutschen, amerikanischen, mittelöstlichen Mutterhäusern tätig waren – kehrte Friedrich Zimmer zu diesen Einsichten zurück: »Das Mutterhaus vertritt das Autoritätsprinzip, die mutterhauslose Schwesternschaft das genossenschaftliche, demokratische Prinzip. Dort Fürsorge, hier Selbsthilfe und Selbsterziehung.«, schreibt er in seinem Bericht über Gründung und Wachstum des Diakonievereins »Nach 10 Jahren«. <sup>9</sup> In vielen Gesprächen mit Mutterhausvorstehern hatte er die Erfahrung gemacht, dass man sich in der Wilhelminischen Ära eine genossenschaftliche Form weiblicher Krankenpflege nur noch sehr schwer vorstellen konnte – jedenfalls in der Kirche. »Eine Schwesternschaft ohne Mutterhaus«, schreibt Zimmer, »das ist von den Vertretern und Freunden der Mutterhäuser wie von einem großen Teil der Geistlichen als etwas Undurchführbares angesehen worden. Aber gerade, dass es den Beifall derjenigen gefunden hat, auf die es doch in erster Linie ankommt, nämlich den zur Krankenpflege sich wendenden Frauen selbst, ... hat dem Ev. Diakonieverein die große Zahl seiner Schülerinnen und Schwestern zugeführt. Was vielen unbegreiflich war, weil sie sich zu

<sup>9</sup> Friedrich Zimmer, Das erste Jahrbuch des Ev. Diakonievereins, Eine Denkschrift zum 11. April 1904, Zehlendorf 1904, S. 39

wenig in die Bedürfnisse der berufstreibenden Frauen hineinversetzen, das hat sich hier sehr häufig gezeigt: das Verlangen, persönlich frei und doch durch eine Gemeinschaft gehalten zu sein.« <sup>10</sup> Er wolle deshalb auf die militärische Ordnung eines Mutterhauses verzichten, um der Zustimmung der Frauen willen – selbst um den Preis eines weniger planbaren und effektiven Managements, schreibt Zimmer, und ist deshalb schließlich auch bereit, mit städtischen Kliniken zusammenzuarbeiten. Nicht auf eigene Einrichtungen kam es ihm an, sondern auf »die Erziehung der weiblichen Jugend zu Persönlichkeiten mit Eigenbesitz, Selbständigkeit und Gemeinsinn.« <sup>11</sup> Denn wer sich selbst entschieden und eine Position selbst gewählt hat, werde alle Energie daran setzen, erfolgreich zu sein. »Die Freiheit der eigenen Wahl ist für den erwachsenen Menschen doch von erheblichem Wert.« <sup>12</sup>

Freiheit und Unabhängigkeit, Bildung und Beruflichkeit – die aktive Beteiligung erwachsener Frauen an der Gestaltung der Gesellschaft war ein großes Thema der bürgerlichen Frauenbewegung im 19. Jahrhundert – und damit Nährboden für diakonische Frauengemeinschaften wie das Friederikenstift oder den Diakonieverein Zehlendorf. <sup>13</sup> »Zur Selbständigkeit durch Selbstthätigkeit, zum Gemeinsinn durch Dienst an der Gemeinschaft, zur Pflichttreue durch Berufsarbeit.«, ist Zimmers Motto. <sup>14</sup>

Allerdings ergänzte er diese Überlegungen um den damals populären und häufig biblisch begründeten Gedanken, dass Frauen in besonderer Weise auf Beziehung ausgerichtet seien. Dabei verstand er allerdings die Mitglieder der Gemeinschaft nicht als Töchter einer Diakonissenfamilie mit dem Vorsteher als Diakonissenvater und der Mutter Oberin an der Spitze, vielmehr galten ihm die Schwesternschaften als Wahlverwandtschaften erwachsener Frauen, die sich genossenschaftlich einer gemeinsamen Aufgabe verschrieben haben. »Genossenschaften können sich zusammentun, wo sie innerlich zusammenpassen; die Familienglieder aber müssen einander tragen und sich vertragen«, schreibt Zimmer. »Dazu kommt: die Familie ist im allgemeinen keine wirtschaftliche Einheit; wenigstens nicht von Produzenten, sondern nur von Konsumenten. Daraus ergibt sich, dass der Familie ein starkes Einheitsband fehlt. Das aber haben die Schwestern einer Gemeinschaft, welche gemeinsam eine Arbeit

<sup>10</sup> Friedrich Zimmer, Das erste Jahrzehnt.. S. 32

<sup>11</sup> Friedrich Zimmer, Nach 25 Jahren, Ein Gedenk- und Dankblatt für die Schwestern des Ev. Diakonievereins, Zehlendorf 1919, S. 13

<sup>12</sup> A.a.O S. 25

<sup>13</sup> Allerdings auch für einige städtische Häuser des Kaiserswerther Verbandes wie z.B. in Frankfurt oder Halle-so rein, wie in den entsprechenden Schriften dargestellt, verlaufen die Bruchlinien nicht.

<sup>14</sup> Friedrich Zimmer, Frauennot und Frauendienst, Der Ev. Diakonieverein und seine Zweianstalten, Zehlendorf 1901, S. 45

betreiben. Sie sind Berufs- und Arbeitsgenossinnen, sind Kolleginnen, aber sie sind zugleich mehr als das.«<sup>15</sup>

Denn Frauen seien eben in besonderer Weise auf freundschaftlich-verwandtschaftliche Beziehungen angewiesen. Kritisch zur Frauenbewegung, die auch akademische Abschlüsse und Berufe wie den der Lehrerin oder Ärztin forderte und förderte, schreibt er: »Der Frauenbewegung kam und kommt ... es nur darauf an, den berufslosen und unverheirateten Frauen Berufe zu schaffen, die den Unterhalt und den Inhalt für ihr Leben verfügten. Das reichte für uns als bewusste Erziehungsgemeinschaft nicht aus: wir wollten ihnen auch den Rückhalt gewähren, den die verheiratete Frau neben dem Unterhalt bei normalen Verhältnissen in der Ehe findet ...«.<sup>16</sup>

Geistliche Mütterlichkeit wird zum Ethos des Pflegeberufs – schließlich soll die Ausbildung auch zur Vorbereitung späterer Pfarrfrauen auf ihren unentgeltlichen Einsatz in der Gemeinde dienen. Die Mitarbeit allein konnte dabei offenbar nicht genügen: es ging um Wissen, Bildung und Beteiligung, um Lernen durch Selbsttätigkeit – ganz im Sinne der ersten Überlegungen zu einer Reform der Pädagogik, die damals auch in der Diakonie eine Rolle spielten. In dieser Hinsicht war Friedrich Zimmer auf der Höhe der Zeit: »Gemeinsam mit Pestalozzi erstrebte ich die Erziehung der Mütter des künftigen Geschlechtes durch Belehrung, gemeinsam mit Fröbel die Erziehung der Mütter des künftigen Geschlechtes durch Ausbildung und gemeinsam mit dem mir später bekannt gewordenen Langermann.. die durchgängige Mitarbeit der Frau in der Erziehung«.<sup>17</sup>

Der Gründer des Zehlendorfer Diakonievereins ist ein Grenzgänger zwischen den Zeiten: einer, der die Gedanken der bürgerlichen Frauenbewegung aufnimmt, von den Genossenschaftsgründungen in England lernt, sich von kirchlicher Enge und kirchlichen Formen in der Mutterhausdiakonie unabhängig macht – zugleich aber das Frauenbild seiner Zeit teilt und mehr noch als Amalie Sieveking in der freien Schwesterngemeinschaft nicht eine erstrebenswerte Lebensform der unverheirateten Frau, sondern noch immer einen, gesellschaftlich durchaus willkommenen, Ersatz für Ehe und Familie sieht. Deshalb versteht er auch die Einsegnung in die Verbandsschwesternschaft, den inner circle der Gemeinschaft nach den Jahren als Schülerin und Vereinschwester, als ein Ritual, das der Trauung ähnelt. Friedrich Zimmer weiß aber auch, dass seine Ideen ohne Margarete van Delden, die erste Zehlendorfer Oberin, keinen Ort und keine Organisation gefunden hätten und er ist einer der wenigen Gründer, der schließlich bereit ist, das eigene Werk los-

zulassen und weiter zu gehen. Wohlfahrtspflege und die Bildung eigenständiger Persönlichkeiten bleiben ihm, dem Lehrer, dann doch wichtiger als das Management kirchlicher Organisation. Mit den Überlegungen, die aus dieser Freiheit und Distanz erwachsen, bleibt er – bei allen Widersprüchen – ein Vorreiter der Moderne. »Kranke pflegen und Armen helfen ist an sich kein religiöses, sondern ein sittliches Thun, also nicht Sache der religiösen, sondern der sittlichen Gemeinschaften«, schreibt er 1918. »Und so rückt thatsächlich eine weltliche Wohlfahrtspflege allmählich immer mehr an die Stelle der kirchlichen Diakonie. Die letztere braucht darum nicht gram zu sein, denn indem sie ihre Pionierdienste auf diesem Gebiet vollendet hat, wird sie frei für andere Aufgaben, die ihrem Lebensgebiete unmittelbar entsprechen. ...«<sup>18</sup>

## 2 Abgrenzungen überwinden und zusammenstehen

Selbstbestimmung und Nächstenliebe, Freiheit und Verpflichtung geraten spätestens in der Weimarer Republik erneut in Spannung zueinander. Denn die Gestellungsverträge, die der Zehlendorfer Diakonieverein mit kommunalen Krankenhäusern einging, führten unter den Bedingungen wachsender Säkularisierung und wirtschaftlicher Knappheit zu erheblichen Problemen. »Nach außen Schutz und nach innen Zucht«, sollte die Schwesterngemeinschaft bieten und konkurrierte dabei schon bald mit der Gewerkschaftsbewegung, die auf den Kampf um gute Arbeitsverträge setzte – mit der Arbeitszeitdiskussion um den 8-Stunden-Tag, der 1918/19 eingeführt wurde, wie mit dem nun durchgesetzten Streikrecht. Den Schutz nach außen brauchten berufstätige Frauen nun nicht mehr in gleichem Maße; als Bürgerinnen konnten sie endlich auch ihre politischen Rechte vertreten. Damit konnte nun aber die »Zucht nach innen« auch als Begrenzung der Freiheit wahrgenommen werden – wenn zum Beispiel Mutterhäuser wie Schwesternschaftsleitungen sich gegen die Arbeitszeitbegrenzung aussprachen – mit dem vielleicht heute wieder nachvollziehbaren Argument, es sei den Patientinnen und Patienten nicht zuzumuten, wenn sie dauernd mit neuen Bezugspersonen zu tun hätten.<sup>19</sup>

Nicht ohne Betroffenheit liest man heute nach, wie bereits in der Weimarer Republik Professionalität und Ökonomie in Spannung zueinander gerieten – zum Beispiel im wohlbekanntem Streit um die Länge der Ausbildungszeiten, um fachlich überzeugende Curricula und die Refinanzierung gut ausgebildeter Schwestern und den vollen Einsatz von Schülerinnen in

15 A.a.O. S. 37

16 Friedrich Zimmer, Nach 25 Jahren, S. 20

17 Friedrich Zimmer, Nach 25 Jahren, S. 13

18 A.a.O.

19 Friedrich Zimmer, Das erste Jahrzehnt, S. 36

kommunalen Häusern. Oder in der Debatte um die Frage, ob Seelsorge- und Andachtszeiten wirklich zum Dienst gehören sollten und ob sie in einem modernen Krankenhaus überhaupt noch erlaubt sein sollten.<sup>20</sup> Was aus Sicht der Träger gebraucht wurde, der Not abzuhelfen, was finanzierbar schien und was die Schwesternschaften sich als Ethos auf die Fahnen geschrieben hatten, war immer schwerer zu vereinbaren, – und eine Schwesternschaft ohne Haus, die auf Freiheit und Mitbestimmung angelegt war, bekam das vielleicht früher zu spüren als der Vorstand eines Mutterhauses.

War der genossenschaftliche Charakter in dieser Situation von Vorteil oder von Nachteil für die Schwesternschaft? »Ich hatte aus der Geschichte des englischen Genossenschaftswesens gelernt, dass der ethische Standpunkt der Genossenschaftler durch die gemeinsame Sorge um die Hebung der materiellen Lage von selbst vertieft worden war«, schreibt Zimmer in seiner Darstellung der Geschichte.<sup>21</sup> Und tatsächlich spannte der wirtschaftliche und politische Druck nun die Schwesternschaften des genossenschaftlichen Typus enger zusammen – als christliche Verbände in einer säkularisierten Gesellschaft, in der die Krankenpflege längst zum normalen Beruf geworden war und einer Gemeinschaft nicht mehr bedurfte. Während der Einfluss auf die kommunalen Träger abnahm – auch deshalb, weil sich neben den Ärzten und Schwestern auch andere Berufsgruppen in Wirtschaft, Hauswirtschaft, Verwaltung eigenständig professionalisierten, eine immer größere Rolle spielten – gewann der inner circle der Genossenschaft an Identität. Durch Ausbildung und Kurse festigte sich das christliche WIR gegen den stärker werdenden Anpassungsdruck nicht nur der linken, sondern bald auch der nationalsozialistischen Bewegung, und das Einsegnungsritual stärkte auch persönlich.

Im Kampf um Eigenständigkeit gegen die Gleichschaltungstendenzen in der Reichsgemeinschaft für Freie Wohlfahrtspflege mit der Gründung der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) und Eingliederung der Schwesternschaften in die Abteilung Gesundheitsdienste der Deutschen Arbeitsfront und der Gründung der Reichsfachschaft Deutscher Schwestern 1933 konnte die Mutterhausdiakonie ihre ordensähnliche Gemeinschaft ins Feld führen und damit in der Inneren Mission die gleichen Rechte in Anspruch nehmen wie die katholischen Schwesterngemeinschaften, die ab 1933 durch das Konkordat geschützt waren. Unumgänglich für das Fortbestehen der Einrichtungen schien allerdings die Eingliederung des Kaiserswerther Verbandes und dann auch der Zehlendorfer Konferenz in die Reichsfach-

schaft. Immerhin bewahrten »die Vorstellungen vom Mutterhausprinzip als einer in sich geschlossenen Glaubens-, Arbeits- und Lebensgemeinschaft ... ( nun auch die anderen) evangelischen Schwesternschaften davor, die einzelne Schwester an die Reichsfachschaft und damit an den nationalsozialistischen Staat auszuliefern.«<sup>22</sup> In der Diakoniegemeinschaft, die 1933 gegründet wurde, konnten alte Abgrenzungen zwischen den Konfessionen oder innerhalb der Konfessionen keine Rolle mehr spielen; auch für die Gemeinschaften des Zehlendorfer Verbandes wurde es wichtig, als »Mutterhausgemeinschaften« verstanden zu werden. Zu diesem Zweck war man bereit, auch schmerzhaft Satzungsveränderungen, die die Gemeinschaften hierarchisierten, in Kauf zu nehmen.

Auch die freiberuflich tätigen Schwestern wie die so genannten freien Hilfen in den Mutterhäusern des Kaiserswerther Verbandes wurden schon bald Teil dieser Diakoniegemeinschaft, als Oberin Auguste Mohrmann sie – nicht ohne Vorbereitung im Verband – auf eine Anfrage der Reichsregierung hin Anfang 1939 kurzerhand zur Verbandsschwesternschaft des Kaiserswerther Verbandes erklärte – namensgleich also und verwechselbar mit der Verbandsschwesternschaft des Zehlendorfer Diakonievereins, die sich doch einst so deutlich von der Mutterhausdiakonie abgegrenzt hatte. Kein Zufall vielleicht, denn Auguste Mohrmann, die gemeinsam mit Oberin v. Scheven die Diakoniegemeinschaft im Fachausschuss für Schwesternwesen der Freien Wohlfahrtspflege vertrat, war zwar vom Diakonieverein Zehlendorf entsandt, kam aber ursprünglich mit einer Kindergärtnerinnen-Ausbildung aus Kaiserswerth. Eine Frau also mit vielen Gesichtern – und wendig genug, vieles möglich zu machen, um die diakonischen Schwesternorganisationen zu sichern. Die feinen Unterschiede zwischen Kaiserswerth, den Johanniterschwestern und Zehlendorf, zwischen Verbandsschwestern im Zehlendorfer und Hilfsschwestern im Kaiserswerther Verständnis spielten kaum noch eine Rolle in einer Zeit, in der immer neue Versuche gestartet wurden, so genannte »braune Schwestern«<sup>23</sup> und NS-Schwesternschulen auch und gerade in den Häusern zu installieren, die vorher diakonisch getragen wurden, und Gemeindeschwestern der inneren Mission durch politisch zuverlässige »Frontschwwestern« zu ersetzen, um näher am Geschehen in den Familien zu sein. Zusammenstehen war das Gebot der Stunde, auch wenn die Gemeinschaften nicht durchgängig in der Lage waren, sich tatsächlich gegen praktische und ideologische Übergriffe abzugrenzen. Wichtiger als die Form der Schwesternschaften scheint

20 So der Streit mit der Kommune in Magdeburg, den Ulrike Gaida schildert.

21 Friedrich Zimmer, Nach 10 Jahren, S. 7

22 Lieselotte Katscher, Krankenpflege und Drittes Reich, Stuttgart 1990, S. 48

23 Nach der braunen Farbe ihrer Schwesterntracht

dabei der Frömmigkeitstypus und der städtische und kirchliche Kontext gewesen zu sein.<sup>24</sup>

Wie Lieselotte Katscher in ihrem Buch »Krankenpflege und Drittes Reich«<sup>25</sup> gezeigt hat, konnten Bekenntnisakte einzelner die Gemeinschaft gefährden – und damit die Fortführung einer Schule, die Belegung eines Krankenhauses. Kein Wunder, dass der Konformitätsdruck schon aus wirtschaftlichen Gründen groß war. Hier rächte sich vielleicht, dass das Bild einer guten Schwester vor allem auf Tüchtigkeit und Einfügung ins Ganze ausgerichtet war – »Einspänner und Eigenbrötler« waren nicht gefragt, wie Ulrike Gaida<sup>26</sup> nach einem konsequenten Studium der Schwesternakten des Zehlendorfer Verbandes darlegt.

Ökonomisch betrachtet waren die Schwesternschaften der Inneren Mission mit ihrer auf »Neutralität« ausgerichteten Haltung erfolgreich – zwar gingen einzelne Stationen verloren, doch nahm die Zahl der Verträge insgesamt nicht ab. Wirtschaftlicher Druck bleibt bis heute ein starker Treiber, gerade in der Pflegebranche, heute auf dem Hintergrund des wachsenden Wettbewerbs in der Freien Wohlfahrtspflege. Auf diesem Hintergrund sehen wir erneut ein Zusammenwachsen der unterschiedlichen Traditionen in neuen und übergreifenden Strukturen. Die oben erwähnte Holding in Hannover ist dabei nur eines von vielen Beispielen; auch beim evangelischen Klinikbetreiber Agaplesion haben sich zwischen Rotenburg und Darmstadt, Kaiserswerther und Zehlendorfer Häuser zusammengefunden und arbeiten an einer gemeinsamen Unternehmenskultur. Darüber hinaus gibt es im Kontext der Kaiserswerther Häuser – beginnend mit dem Flensburger Mutterhaus – seit den 1990er Jahren einen Trend, die unterschiedlichen Schwesternschaften der Diakonissen und Verbandsschwestern oder auch diakonischen Schwestern, die seit Jahrzehnten nebeneinander in einem Haus arbeiteten, zu neuen Gemeinschaften zusammenzuführen, deren Ordnungen nun weder Ehelosigkeit noch ein Bleiben auf Lebenszeit vorsehen. Was die unterschiedlichen Traditionen des Pflegediakonats im Blick auf Bildungsvoraussetzungen, Konfession und die Beziehung zur Kirche heute bedeutet, bleibt aber weiter in der Debatte zwischen den Verbänden im Diakoniat, die sich inzwischen genau wegen dieser Fragestellung enger zusammengefunden haben.

24 So finden sich Bekenntnisgemeinschaften im städtischen Kontext von Frankfurt, aber auch in Tübingen (DIFAEM); Katscher beschreibt einzelne Zeugnisse verhaltenen Widerstands aus Elberfeld (heute Teil von Wuppertal) oder dem Oberbergischen.

25 Lieselotte Katscher, *Krankenpflege und Drittes Reich, Der Weg der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins 1933 – 1939*, Stuttgart 1990

26 Ulrike Gaida, *Bildungskonzepte der Krankenpflege in der Weimarer Republik, Die Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins e.V. Berlin-Zehlendorf, Stuttgart 2014*

### 3 Ein Job wie jeder andere oder eine Heldin der Nächstenliebe?

»Einer der schönsten Frauenberufe (wenn man denn überhaupt die Arbeit der Schwester als Beruf schlechthin bezeichnet) ist der der Schwester. In ihm sind den Tätigkeiten der Frau, entsprechend der ihr von Natur gegebenen Veranlagung, weite Grenzen gesetzt. Er ist der fraulichste aller Berufe. Alles, was man von einer Frau erwartet: Hilfsbereitschaft, Güte, Mütterlichkeit, wahres Frauentum sind die Wesenszüge einer echten Frau an sich. Und so gibt es für eine Frau keinen würdigeren Beruf neben dem der Mutter als den Schwesternberuf«, heißt es in der Wohlfahrtskorrespondenz vom 6.1.38, aus der Zeit, als – ein Jahr vor Kriegsbeginn – eine große staatlich geförderte Werbekampagne für den Schwesternberuf startete.<sup>27</sup> Erich Hilgenfeldt, der Nationalsozialist und Leiter des Hauptamtes für Volkswohlfahrt, betonte in einer Rede, dass »Krankenpflege Kampf für das Leben sei, nicht Dienst in der Etappe, sondern an der Front, und es könnte für ein junges, begeistertes Menschenkind keinen stärkeren inneren Antrieb geben, als das Bewusstsein, so wie der Mann mit der Waffe und dem Spaten den weiblichen Ehrendienst an der Nation als Schwester zu leisten«. Schon vor dem Krieg galt als übergeordnetes Ziel, der Volksgesundheit zu dienen und durch die »Maßnahmen der Gesundheitsführung in Zukunft alles Kranke auszuschalten«. An dieser »Front«, im Umgang mit Kranken und Schwachen, mit Behinderten und Menschen aus anderen Völkern, musste sich das Profil christlicher Schwesternschaften zeigen – in der Gemeindekrankenpflege wie in den Häusern für psychisch Kranke und im Umgang mit getauften Mitschwestern aus ursprünglich jüdischen Familien.<sup>28</sup>

Ganz offenbar hat das auch mit dem Berufsverständnis zu tun. »Es ist kein größerer Gegensatz denkbar als zwischen der krankenpflegerischen Schwester, der Nonne oder Diakonisse im faltenreichen Habit oder dem sportgestählten Mädels von 1937, das den Beruf einer NS-Schwester wählt«, hieß es im Berliner Tageblatt vom 26.3.1937.<sup>29</sup> »Ein Mädels, das sich heute zur Krankenpflege entschließe«, wolle und solle »nicht hinter Klostermauern, von aller Welt abgeschlossen, den Segen der Kirchen genießen, sondern als freier und fröhlicher Mensch mitarbeiten«. Und auch Hilgenfeldt betonte, einer freien Schwester müssten andere Bedürfnisse zugestanden werden als einer Nonne.<sup>30</sup>

27 Katscher a.a.O., S. 139

28 Lieselotte Katscher ist vier solcher Fälle im Ev. Diakonieverein Zehlendorf nachgegangen. Dabei zeigt sich, dass es nicht gelang, die Schwestern auf ihrem Platz im Einsatzfeld zu belassen, dass sie aber immerhin gerettet werden konnten – anders als im Kaiserswerther Mutterhaus, wo man zuließ, dass die Schwestern Aufricht nach Theresienstadt deportiert wurden. Vielleicht zeigt sich an dieser Stelle der starke Schutzring einer Genossenschaft.

29 Katscher, a.a.O. S. 138

30 Katscher, A.a.O S. 139



Während sich also die Schwesternverbände der Inneren Mission von Zehlendorf bis zu den Johannitern um ihrer Unabhängigkeit willen erneut dem »Mutterhausmodell« anschlossen, mussten sie ertragen, dass ihre eigenen Argumentationslinien gegen sie genutzt wurden: die Freiheit für die Welt, die Unabhängigkeit von kirchlichen Strukturen, der Wunsch, als Frauenverbände gleichberechtigt neben männlichen Berufsträgern zu stehen. Mütterlichkeit als Beruf, der dem weiblichen Wesen entsprach – das war ja bereits die Argumentation der diakonischen Gründerpersönlichkeiten gewesen. »Seelische Unterschiede zwischen Mann und Weib sind vorhanden«, schrieb Friedrich Zimmer, »und sie werden auch zu einem Theil niemals beseitigt werden können, so wenig wie körperlich jemals ein Weib Mann und ein Mann Weib werden.«<sup>31</sup>

Kaum ein Satz macht schlagender deutlich, wie sehr die Geschichte auch diese Perspektive überholt hat; auch in Krankenhäusern der Diakonie werden inzwischen Geschlechtsumwandlungen vollzogen. Es hat jedoch bis Ende der 60er Jahre gedauert, bis auch in den diakonischen Schwesternschaften alte Geschlechts- und Rollenbilder überholt werden konnten. In dieser Zeit ging die Zahl der Aufnahmen in den Mutterhäusern erheblich zurück; die Schwesternschaften des Zehlendorfer Verbandes öffneten sich für verheiratete Frauen, in den Diakonenausbildungsstätten wurden Frauen aufgenommen. Noch immer allerdings hat der Pflegeberuf ein weibliches Image und damit auch eine deutlich schlechtere Bezahlung als entsprechende männlich geprägte Berufsfelder. Die Geschichte der hingebungsvollen, aber unentgeltlichen Nächstenliebe, die vom Bild der Mutterhausdiakonie geprägt wurde, ist noch nicht vollständig überwunden.

Wer daran arbeiten will, wird auch über die Verwendung des Begriffs »Schwester und Schwesternschaft« nachdenken müssen. Paradoxaerweise setzte sogar das Dritte Reich, das die klösterlich-kirchlichen Traditionen ausdrücklich ablehnte, ja bekämpfte, an dieser Stelle auf deren prägende Wirkung. Das Gesetz zur Ordnung der Krankenpflege von 1938 verwandte das Wort »Krankenschwester«, das sich schon in der Weimarer Zeit für alle staatlich geprüften Krankenpflegerinnen eingebürgert hatte, nun offiziell als Berufsbezeichnung. Dagegen hatte die Arbeitsgemeinschaft der weiblichen Krankenpflegeorganisationen sich bereits 1931 in einem Schreiben gewehrt, in dem es hieß: »Wir erinnern an den Jahrhunderte alten Gebrauch des Begriffes Schwester, mit dem das Volk einen ganz bestimmten ethischen Kulturbegriff verbindet, der völlig unabhängig ist von Kenntnissen, die durch staatliche Ausweise bestätigt werden. Der

31 Friedrich Zimmer, *Frauennot und Frauendienst.*, S. 32

Name Schwester ist von jeher eng verbunden mit dem Begriff Gemeinschaft.«<sup>32</sup>

Ein ethischer Kulturbegriff, der – das darf man wohl ergänzen – in besonderer Weise auf Empathie und Barmherzigkeit, auch mit dem fallenden und vergehenden Leben ausgerichtet ist – und die Bindung an eine Gemeinschaft, die diese Haltung fördert: es musste für die Schwesternschaften der Inneren Mission schmerzhaft sein, zu erleben, wie ihre Traditionslinien und Motive genutzt wurden, um junge Frauen für den Kampf um die Volksgesundheit (und gegen Unnütze und Erbkrankte) zu gewinnen. Dass sich heute der Begriff Pflegekraft wieder durchgesetzt hat, ist auf diesem Hintergrund eine hilfreiche und ehrliche Säkularisierung – jenseits von aller ideologischen Überhöhung. Manche sehen in diesem Beruf einen Job wie jeden anderen – der allerdings im Blick auf die Erwartungen wie den wirtschaftlichen Druck nicht hinreichend bezahlt wird. Andere lieben ihn trotz allem wegen der Chance, Menschen zu begleiten, aus eigenen Krisenerfahrungen zu lernen und Lebenswissen weiter zu geben – und dabei zugleich auch selbst mehr zu erfahren über das, was Leben gerade an seinen Bruchstellen wirklich ist. Es ist keine Frage, dass soziale Berufe besondere Chancen der Persönlichkeitsentwicklung bieten und dass sie auch eine besondere Haltung voraussetzen: »Soziale Berufe kann nicht jeder«, wie es in einer Kampagne heißt. »Nicht Güter, sondern Persönlichkeiten« wollte Zimmer deshalb gewinnen und ausbilden – und welcher Träger wollte das nicht. Dabei dienten für Zimmer sowohl ... »die Arbeit der Krankenpflege als auch.. die Ideale der Schwesternschaft« zur »Vertiefung der Persönlichkeit«.<sup>33</sup> Es wäre aber hochriskant für christliche Träger, diesen »Gewinn«, der mit dem Beruf verbunden ist<sup>34</sup>, als Ersatz für einen angemessenen Entgelt zu sehen. Wenn aber Mitglieder einer Gemeinschaft bewusst verzichten oder, besser noch, bewusst in ihre Genossenschaft einzahlen, um ihren Mitgliedern und anderen die Chancen zur Persönlichkeitsentwicklung zu geben – durch Fortbildung, spirituelle Angebote, ethische Beratung, liegt darin eine Chance. Umso dringlicher bleibt für die Gemeinschaften deshalb die Frage, was sie gegenüber allen anderen staatlich anerkannten Pflegenden und Mitarbeitenden der Einrichtungen auszeichnet und in welchem Rahmen und mit welcher Bedeutung sie zukünftig die Begriffe »Bruder« und »Schwester« verwenden wollen. Eins ist jedenfalls klar: will man weiter auf diesen Weg setzen und den Titel »Schwester« nicht einfach als Synonym für Krankenpflegerin ver-

32 Lieselotte Katscher, a.a. O, S. 72

33 Friedrich Zimmer, *Nach 25 Jahren* S. 47

34 Auch Florence Nightingale beschreibt in ihrem Tagebuch Kaiserswerth als den Ort, an dem »Kranke wie Pflegend« Gewinn davon tragen.

wenden, dann müssen beide Geschlechter einbezogen werden; damit würde auch eine Trennlinie zwischen Schwestern- und Diakonengemeinschaften, die sich ursprünglich, was Bildungs- und Berufschancen sowie Arbeitsfelder und Hierarchien angeht, entscheidend am Geschlecht festgemacht hat, überwunden werden.

#### 4 »Fromm, aber frei«: Die offenen Fragen des Pflegediakonats

Anders als im Kaiserwerther Kontext wird das diakonische Amt im Zehlendorfer Verband nicht auf ein biblisches Amt der Diakonisse zurückgeführt, das ohnehin in den Traditionslinien, aus denen Theodor Fliedner seine Struktur entwickelte, sehr unterschiedlich ausgelegt wurde, wie Paul Philippi gezeigt hat. Friedrich Zimmer vergleicht es ganz praktisch mit dem Pfarramt – tatsächlich hat er die vielfältigen und eben unbezahlten Aufgaben der Pfarrfrau und die Gaben der Töchter aus diesen Häusern im Blick. Er zielt auf einen Beruf, auf Erwerbsarbeit, damit Liebestätigkeit nicht der »Sport reicher Leute« bleibt – und nimmt damit ein Problem in den Blick, das bis heute im zivilgesellschaftlichen Engagement erkennbar bleibt. »Ehrenamt muss man sich leisten können.« »Nicht dienen, um zu verdienen, aber verdienen, um dienen zu können«, ist deshalb das Ziel.<sup>35</sup> Damit verstand Zimmer den Dienst seiner Schwestern ganz nüchtern als bezahlten und beruflich organisierten Samariterdienst und formulierte in Abgrenzung zu Wicherns Innerer Mission: »Wir helfen dem Notleidenden, weil er notleidend ist – nicht, damit er Christ werde.«<sup>36</sup> »Mit einer Inneren Mission, die mit weltlichen Mitteln geistliche Zwecke verfolgt, haben wir also keine Berührung.«<sup>37</sup>

Damit bekennt sich der Zehlendorfer Diakonieverein schon sehr früh zu einer professionellen Haltung, die eben nicht im Dienste anderer, vor allem kirchlicher, Zwecke geschieht. Er setzt aber zugleich darauf, dass in diesem Tun auch Glaubenserfahrungen gemacht werden können; Diakonie ist hier also nicht Frucht des Glaubens, sondern ein Weg der Liebe, der in der sakramentalen Begegnung mit dem Notleidenden, mit den Grenzen des Lebens, mit offenen Fragen zum Glauben führen kann. Aus diesem Grund ist Zimmer auch offen, was die geistlichen und konfessionellen Aufnahmevoraussetzungen angeht, während er im Blick auf die Bildungsvoraussetzungen zunächst strikt auf eine höhere Bildung achtet. »Man hat gefragt, ob der Weg richtig ist, nicht vom Glauben zur Liebe zu gehen, wie dies das Prinzip der Dia-

35 Frauennot, S. 25

36 Frauennot S. 27

37 Ebenda.

konissenhäuser ist, welche nur fromme Schwestern aufnehmen wollen, von denen man dann mit Recht erwarten kann, das sie ihren Glauben auch im Leben bewähren, während der Ev. Diakonieverein umgekehrt durch die Liebesübung zum Glauben führen will. Aber nicht der Glaube der alten Christen hat das Christentum verbreitet, sondern ihre Liebesübung. .. Aber nicht nur dies; wer in der Liebe tätig zu sein versucht, der wird gar bald inne, dass eine Liebe, die nur Sympathie ist, nicht lange standhält. ... Und wenn dann das tägliche Gemeinschaftsleben hinzukommt ... dann entwickelt sich auch religiöses Bedürfnis, und zwar umso mehr, je weniger daraufhin absichtlich gearbeitet wird.«<sup>38</sup> Zimmer vertraute darauf, »dass, wer mit ernstem Willen in der Wohlfahrtspflege und zumal in der Krankenpflege arbeitet, von selbst religiös vertieft wird, aber zugleich auch, indem er das Leben mit seinen Nöten und seinen Versuchungen und indem er die vielerlei Menschen mit ihren verschiedenen Lebensrichtungen und Erfahrungen kennen lernt, vor aller Engherzigkeit bewahrt bleibt – fromm, aber frei, mit engem Gewissen, aber weitem Herzen«.

Evangelisch, nicht interkonfessionell, sollte die Gemeinschaft sein, aber »evangelisch ist in seinem Grundsatz nach weitherzig«. Ziel war ein religiöses Leben ohne Zwang, orientiert an der Besprechung von Berufsfragen unter religiösem Gesichtspunkt, mit einem Gemeinschaftsleben, das in der Unruhe des Alltags vor allem auf innere Sammlung ausgerichtet sein sollte.<sup>39</sup> Diese Traditionslinie lässt sich bis heute verfolgen: von Darmstadt über Hannover bis Herrenberg – im Zehlendorfer Verband finden wir Schwesternschaften, die die fachliche Arbeit in den Mittelpunkt stellen und darauf vertrauen, dass die Bildungsangebote zu spirituellen und ethischen Fragen auf dem Hintergrund der Arbeit mehr und mehr gefragt werden. Wir finden Gemeinschaften, die immer öfter auch offen für Menschen aus anderen Konfessionen sind<sup>40</sup> und in ihrer Einsegnung die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft stärken wollen, nicht aber in ein Amt der Kirche. Anders als etwa bei den Schwestern- und Bruderschaften des VEDD, mit denen der Zehlendorfer Verband als einer der Verbände im Diakonat verbunden ist, steht auch das Ringen um diese Frage nach wie vor nicht im Vordergrund. Wichtiger als die Rückbindung an die so genannte verfasste Kirche scheint mir dabei die Verankerung im Arbeitsfeld und die damit verbundene Frage nach Ethik und Spiritualität zu sein. Die Gemeinschaft selbst ist ja eine Sozialgestalt der Kirche oder auch eine intermediäre Organisation, die Teil der Dienst-

38 Nach 10 Jahren, S. 48

39 Friedrich Zimmer, Frauennot und Frauendienst, S. 227

40 So auch der Ev. Diakonieverein Zehlendorf, zu dem nun satzungsgemäß auch katholische Mitglieder gehören können.

gemeinschaft ist und damit zwischen Kirche und Unternehmen, zwischen ihren Mitgliedern und der Mitarbeiterschaft vermittelt.

Wer sich mit der Geschichte des Verbandes beschäftigt, kommt allerdings um Fragen zu diesem Selbstverständnis nicht herum. Denn anders als noch zu Friedrich Zimmers Zeiten sind die tägliche Hausandacht und der regelmäßige Kirchenbesuch eben auch in »frommen Häusern« – von denen es immer weniger gibt – nicht mehr selbstverständlich.<sup>41</sup> Der gesellschaftliche und kirchliche Kontext hat sich vollständig gewandelt. Längst arbeiten in den Krankenhäusern neben Christinnen und Christen aller Konfessionen viele – in den östlichen Bundesländern – mehrheitlich konfessionslose Pflegende, aber auch Muslime, Juden und Buddhisten. Wie weit also soll die Öffnung gehen – welches Leitbild soll bei der Aufnahme gelten, wieviel interkulturelle und interreligiöse Arbeit ist wünschenswert und möglich für eine ursprünglich evangelische Schwesternschaft? Solche Fragen von Konzeption, Leitbild und Personalentwicklung hängen eng mit dem Selbstverständnis einer Schwesterngemeinschaft in der Pflege und mit ihrem Verständnis des Bildungsauftrags zusammen. Auch deswegen ist es nicht unproblematisch, wenn Ulrike Gaida zu dem Ergebnis kommt, dass jedenfalls der Ev. Diakonieverein Zehlendorf bereits in der Weimarer Zeit keine spezifischen Konzepte vorweisen konnte, um ein evangelisches Bildungsideal zu erreichen. Ein Zielkonzept, ein in die Zukunft gerichteter Plan habe gefehlt.<sup>42</sup>

Umso mehr sind wir heute gefragt, wenn es darum geht, in einer säkularen und religiös pluralen Gesellschaft nach spezifischen Bildungs- und Gemeinschaftskonzepten für den Pflegediakonat zu fragen. Dabei geht es in der Tat nicht so sehr um ein kirchliches Amt – denn es scheint, als sei die Pflegediakonie zunächst mit den Gemeindegewerkschaften aus Mutterhäusern und Verbänden, dann aber mit der Bildung von Diakoniestationen, die durch Versicherungsleistungen refinanziert werden, endgültig aus dem unmittelbaren Verantwortungsbereich der Kirchen entlassen worden. Selbst der EKD-Text zu »Perspektiven für diakonische und gemeindepädagogische Ausbildungs- und Berufsprofile«, der im September 2014<sup>43</sup> nach der Arbeit einer Ad-hoc-Kommission erschien, klammert dieses diakonisch geprägte Feld weitgehend aus. Wichtiger für die Kirche und mehr noch für die Gesellschaft ist die Frage, wie es gelingen kann, jene ethische Kultur, die Kultur der Barmherzigkeit, die nicht erst heute unter ökonomischem Druck

in der Krise ist, geistlich verantwortet mitzugestalten. »Frei und fromm« – wie Zimmer es formuliert hat. Und das heißt eben auch: offen für Menschen aus anderen Konfessionen und Religionen, gleichwohl aber mit einer geprägten Haltung. Öffnen und bewahren – wie das heute gelingen kann, das ist – ähnlich wie in Zeiten der Weimarer Republik nicht nur Frage an diakonische Träger, sondern vor allem die entscheidende Bildungsfrage des Pflegediakonats. Denn wenn es richtig ist, dass Verbände und Gemeinschaften nicht mehr nötig sind, um einen äußeren Schutzring zu schaffen, und wenn sie nicht missbraucht werden dürfen, um die Arbeitskraft von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit hohen Idealen bei geringen Gehältern auszubeuten, dann wird es darauf ankommen, das »Wir« der Gemeinschaft, das viele gerade heute wieder suchen, durch Bildung zu qualifizieren und inhaltlich zu gestalten. Gerade wenn wir vielleicht nicht im engeren Sinne von einem kirchlichen Amt sprechen können, wird umso mehr davon abhängen, auf welche Gemeinschaft hin eigentlich »eingesegnet« wird, was ihre Ziele sind und für welches Profil sie steht. Dabei zeigt die durchaus widersprüchliche Geschichte der Pflegediakonie und auch des Zehlendorfer Verbandes, dass es nicht genügt, sich auf eine Tradition zu berufen bzw. sich durch die eine oder andere Traditionslinie zu legitimieren. Es gilt, sie auf die heutigen Herausforderungen hin zu deuten und dabei auch aus Scheitern und Brüchen zu lernen. »Persönlichkeiten mit Eigenbesitz, Selbständigkeit und Gemeinsinn« heranzubilden, wie es Zimmer vorschwebte, ist durchaus ein Impuls, der weiter wirken kann.<sup>44</sup>

## 5 Freiheit, Bildung, Solidarität

Ein Blick auf die Mitglieder des Zehlendorfer Verbandes von heute, die sich aus Anlass der Weltversammlung von Diakonia 2013 in Berlin in einem »Buch der Gemeinschaften« präsentierten<sup>45</sup>, zeigt, dass diese Herausforderungen präsent und Impulse zur Neugestaltung lebendig geblieben sind. Das gilt vor allem für die starke Idee der Hilfe zur Selbsthilfe, die aus eigener Erfahrung anderen Lebensräume eröffnet und diesen Prozess auch selbst als Lernchance begreift. Besonders deutlich wird dies bei den drei Frauenhilfs-Diakonieschwesternschaften, die aus der Tradition der Frauenhilfe in verschiedenen Landeskirchen entstanden sind und heute – bei weiter bestehender rechtlicher Selbständigkeit – überregional eng zusammenarbeiten. Stralsund und Bad Godesberg haben eine gemeinsame Oberin und auch die

41 Friedrich Zimmer, *Frauennot und Frauendienst* S. 231

42 So das Schlusswort in ihrer Dissertation.

43 *Evangelische Kirche in Deutschland*, Hannover 2014

44 Friedrich Zimmer, *Nach 25 Jahren* S. 13

45 »Buch der Gemeinschaften«, Vorstellung der Mitglieder der Verbände im Diakonat«, Berlin 2013

Westfälische Schwesternschaft in Soest ist in diese Kooperation mit eingebunden. Eine Fülle von Engagements können so weiter entwickelt werden: Beteiligungen an Pflegeschulen, Ermöglichung von Berufsfindungspraktika, Mitverantwortung für Pflegeeinrichtungen, Förderung nachbarschaftlicher Begegnung und Unterstützung. In Bad Godesberg etwa kann die Schwesternschaft regelmäßig Gastgeberin sein für Menschen aus einer großen Wohnanlage, in der sich auch die Schwesternschaftszentrale befindet. So pflegt die Schwesternschaft nicht nur ihre eigene Gemeinschaft, sondern fördert Gemeinschaft unter Nachbarn, die sich gerne bei den Schwestern treffen. Für die im Beruf stehenden Schwestern bieten die Gemeinschaften eine Unterbrechung zum von Arbeitsverdichtung gekennzeichneten Betriebsalltag. Oasentage und diakonische Studienreisen ermöglichen eine ganz andere Form von Begegnung, als sie im Team des Arbeitsstandortes stattfindet.

Mich beeindruckt besonders die Geschichte der Ottobrunner Schwesternschaft, die nach dem 2. Weltkrieg aus der Notwendigkeit der Flüchtlingshilfe – und Ausbildung entstand – mit den gleichen Motiven, die schon in den Umbrüchen des vorletzten und letzten Jahrhunderts trugen: Selbstbehauptung, Berufsbildung, Solidarität und Inklusion. Es ging darum, Neuankömmlinge durch berufliche Bildung zu integrieren und ihnen damit zugleich in Not und aus Not zu helfen. Bildung und Verantwortungsübernahme, Solidarität und ein offener Blick auf gesellschaftliche Herausforderungen – alles Kennzeichen genossenschaftlichen Handelns – erschlossen der Gemeinschaft neue Arbeitsfelder. Und neue Arbeitsfelder wurden umgekehrt zum Grund, eine Gemeinschaft zu gründen. Wie die alt gewordene Schwesternschaft sich dem beruflichen Druck ihrer Kolleginnen in den neu gegründeten Diakoniestationen zuwandte, wie sie sich den offenen ethischen und spirituellen Fragen dort stellte und schließlich den »Offenen Ring« als eigene und lebendige Tochtergründung schuf, das ist bemerkenswert.

Dabei ging es einmal mehr um die bekannten Konflikte zwischen professionellem Anspruch, wirtschaftlichem Druck und Zeit für Spiritualität. Auch kirchliche Träger verhalten sich dabei nicht unbedingt anders als die kommunalen in der Weimarer Republik: der eigene Anspruch tritt – allem Klagen zum Trotz – zumeist hinter dem Bezahlbaren zurück. Nur einige wenige Ausnahmen neuer Gemeindeschwesternmodelle, oft gekoppelt mit Initiativen zur Quartiersarbeit, weisen in eine neue – vielleicht in die ursprüngliche Richtung. Beim Lesen der Informationen zum »Offenen Ring« habe ich mich übrigens gefragt, wie wir heute – Jahrzehnte später – mit der Herausforderung der vielen pflegenden Haushaltshilfen aus Osteuropa umgehen, die die Probleme der zunehmenden Pflegebedürftigkeit in unserem Land auffangen, und welche speziellen Programme wir zur Integration von

Flüchtlingen aus Kriegs- und Krisengebieten anbieten. Viele, ja die meisten von ihnen, werden nicht der evangelischen Kirche angehören – aber kann das nach dem bisher gesagten ein entscheidendes Argument sein? Wie zu den Gründerzeiten liegen die wirklichen Herausforderungen einer sozial sensiblen Pflege in der Integration neuer, bildungsinteressierter gesellschaftlicher Gruppen, aber auch in der Unterstützung Alleinstehender und überforderter Familien in den Quartieren. Dazu ist eine gute Zusammenarbeit mit den Kirchengemeinden zwar nicht Voraussetzung, aber doch ein erheblicher Gewinn an Vernetzungskraft.

»Durch die Gemeindediakonie zu Diakoniegemeinden – das ist die Zukunftsaufgabe der kirchlichen Diakonie«, schrieb schon Zimmer.<sup>46</sup> Dieses wichtige Arbeitsfeld der Zukunft ist m.E. von der Mehrheit der Verbände noch nicht hinreichend erschlossen. Hier ist nicht nur die Zusammenarbeit von Gemeinden mit Diakoninnen und Diakonen, die sich dieses Feld seit längerem auf die Agenda geschrieben haben, sondern gerade auch wieder mit Pflegediensten gefragt. Das gilt insbesondere für die Quartierspflege, aber auch die vielen Formen ambulanter Pflege, hospizlicher Arbeit und Assistenzdienste. Noch aber fallen die Brückenschläge schwer – vielleicht gibt es auch noch zu wenig Brückenbauerinnen, die über die Krankenpflege hinaus soziale, Beraterische, kybernetische Kompetenzen und kirchliche Zusatzqualifikationen mitbringen. Deshalb ist es gut, dass inzwischen auch Verbände wie die Malche oder die Greifswalder Diakoninnengemeinschaften, die eher gemeindebezogen arbeiten, zum Zehlendorfer Verband in Beziehung stehen.

## 6 Care. Macht. Mehr<sup>47</sup>

Die größte Herausforderung unserer Zeit ist möglicherweise die wachsende »Versingelung« mit der Verzweckung aller Beziehungen zu Funktionen und die damit verbundene Erosion nicht nur von Institutionen, sondern auch von Gemeinschaften und Angewiesenheit. Der Soziologieprofessor Eric Klinenberg kommt zu dem Ergebnis, dass Alleinleben der beste Weg ist, die modernen Werte einer individualistischen Gesellschaft zu leben: Freiheit, Selbstverwirklichung und Selbstkontrolle, Autonomie eben. Die heiß diskutierte EKD-Orientierungshilfe »Zwischen Autonomie und Angewiesen-

46 Friedrich Zimmer, Frauennot S. 23

47 Titel eines Manifests, München 2015

heit« von 2013<sup>48</sup> hat den Finger in eine der Wunden unserer Zeit gelegt: die Entwicklung einer Erwerbsgesellschaft, in der Frauen wie Männer endlich sehr selbstverständlich auf Berufstätigkeit und Mitwirkung hin erzogen und ausgebildet werden, in der aber die Care-Arbeit, die unentgeltliche Wohlfahrtsproduktion, die bis ins vorige Jahrhundert hinein als Frauendomäne anerkannt und vom Status her geachtet war, kaum noch wertgeschätzt wird. Unter den Rahmenbedingungen des globalen Marktes, des zunehmenden Wettbewerbs und einer ausbeuterischen Wachstumsorientierung werden auch die Care-Aufgaben zu Dienstleistungsaufgaben am Markt, die dem Wettbewerb unterliegen und als »Frauenarbeit« gering entlohnt werden. Radikaler noch als in der ersten industriellen Transformation des 19. Jahrhunderts hat diese Konstellation zusammen mit der wachsenden Mobilität und Individualisierung zur Überforderung von Familien und zur Vernachlässigung der Sorgearbeit geführt. Wo beide Eltern berufstätig sind, sind Kindererziehung wie die Sorge um Pflegebedürftige nur mit einer sehr gut ausgebauten Infrastruktur und einem breiten und differenzierten Dienstleistungsangebot in den Quartieren möglich. Aber auch dann bleibt angesichts der wachsenden Mobilität kaum noch Zeit für- und miteinander.

Der demographische Wandel, wie die Veränderung der Geschlechterrollen und die Entwicklung neuer Familienformen eine soziale Signatur unserer Zeit, ist eben auch das Ergebnis der Vernachlässigung der Sorgearbeit: Wo die öffentlichen Angebote zur Unterstützung nicht ausreichen und Vereinbarkeit nicht gelingt, werden weniger Kinder geboren, während unsere Gesellschaft zugleich bei guter Gesundheit älter wird, sich mit der wachsenden Pflegebedürftigkeit aber überfordert sieht. Bei wachsendem Fachkräftemangel und einem hohen Interesse der Wirtschaft, Arbeitskräfte zu gewinnen und zu erhalten, fehlt dabei nicht nur die private Zeit für solche Aufgaben – auch die Dienstleistungen in Erziehung, Pflege und Hauswirtschaft leiden unter der mangelnden Wertschätzung und dem längst schon spürbaren Mangel an Bewerberinnen und Bewerbern.

Auf diesem Hintergrund ist in der Zivilgesellschaftsbewegung von Quartiersarbeit und von Caring-Communities die Rede, von sorgenden Gemeinschaften. Die Alterskommission wie die Ehrenamtskommission der Bundesregierung, die 2016 ihre Berichte vorlegten, haben diese Fragen in den Mittelpunkt gerückt. Dabei geht es um die Entwicklung von lebendigen und starken Nachbarschaften, um Budgets für Quartierspflege und Bündnisse für Familien. Dass die traditionellen Netze in Familien und Nachbarschaft-

ten in der Zerreißprobe stehen, zeigt schon der letzte Freiwilligensurvey der Bundesregierung: Waren es vor 10 Jahren noch 74 Prozent der Bevölkerung, die sagten, sie könnten sich in Notlagen auf Familie und Freunde verlassen, so sind es heute nur noch 64 Prozent. Die »Moralökonomie verliert an Strahlkraft« sagt der Vorsitzende der Alterskommission, Thomas Klie. Denn wer sich um andere kümmert, und das waren traditionell die Frauen, der hat weniger Zeit für Erwerbsarbeit, weniger Geld für Konsum – und wahrscheinlich auch weniger Geld in der Rente.

Gott sei Dank gibt es Gegenbeispiele: Mehrgenerationenhäuser, Quartierspflegekonzepte, Wohngemeinschaften für Demenzerkrankte. In einer Wohngemeinschaft für Wachkomapatienten, die von Angehörigen gegründet wurde, fanden Menschen, die eigentlich schon aufgegeben waren, nach Jahren zu neuem Leben. Ihre Würde wird ernst genommen, Respekt auch vor der Schwäche spürbar – eine »Erweckerfahrung« für die Betroffenen wie für ihre Angehörigen. »Die Sorge für die Schwachen schützt die Starken selbst«, schreibt Romano Guardini. »Der Mensch, der es ablehnt, dem sinkenden Leben gut zu sein, versäumt eine wichtige Chance, zu verstehen, was Leben überhaupt ist«.

Hinter der mangelnden Wertschätzung für die Sorgearbeit steht ein Menschenbild, das Angewiesenheit als Schwäche ablehnt und Autonomie überbewertet. Menschen wie Beziehungen sollen funktionieren; Arbeit, auch Sorgearbeit, wird wie Industriearbeit modularisiert und an ihren unmittelbaren Ergebnissen gemessen. So wirken sich die erheblichen Veränderungen der Arbeitswelt, die wir zur Zeit erleben<sup>49</sup>, auch auf die Pflege aus: Die sich immer weiter ausdehnende Digitalisierung aller Lebensbereiche wie die wachsende Mobilität führen zu einer Spaltung zwischen jungen Bildungsgewinnern und immobilen »Abgehängten«, die oft in schrumpfenden Regionen zurückbleiben und in besonderem Maße auf Hilfe angewiesen sind. Gleichzeitig wachsen aber auch in den sozialen Berufen und insbesondere in der Gesundheitsbranche selbst die Ansprüche an Digitalisierung und Mobilität, werden Arbeitsverhältnisse flexibilisiert, Organisationen neu strukturiert. Heinz Bude spricht in diesem Zusammenhang bereits von einem neuen »Dienstleistungsproletariat«<sup>50</sup> und zählt die Pflege- wie die Hauswirtschaftsberufe, Caterer oder Hotelangestellte dazu. Menschen, die andere begleiten und ihnen Stabilität geben wollen, erleben selbst in hohem Maße Verunsicherung und mangelnde Wertschätzung. Und noch immer sind es vor allem Frauen, die unter der mangelnden Vereinbarkeit von Beruf und

48 Evangelische Kirche in Deutschland, Zwischen Autonomie und Angewiesenheit, Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken, Hannover 2013

49 Vgl. Ev. Kirche in Deutschland: Solidarität und Selbstbestimmung im Wandel der Arbeitswelt, Eine Denkschrift, Hannover 2015

50 Heinz Bude, Gesellschaft der Angst, Berlin 2015

Familie, der fehlenden Infrastruktur in Pflege und Erziehung und dem so genannten Gender-Gap zwischen »Männer- und Frauenberufen«, Männer- und Frauenkarrieren, leiden. Altersarmut ist deshalb nach wie vor in besonderer Weise ein Frauenthema.

Diese wenigen Schlaglichter müssen genügen, um daran zu erinnern, dass die Wohlfahrtsentwicklung insgesamt vor neuen Herausforderungen steht: Das Dienstleistungsproletariat ist ja nur eine Seite einer wachsenden Spreizung in unserer Gesellschaft – im Blick auf Einkommen und Herkommen wie auf Zugänge zu Bildung und Gesundheit. Milieus differenzieren sich und driften zugleich auseinander – das gilt auch zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen, zwischen schrumpfenden und boomenden Regionen und Stadtvierteln. Es geht um gerechte Zugänge, gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Teilhabe benachteiligter Gruppen. Dabei spielen Bildung und die Erfahrung von Gemeinschaft wie schon im 19. Jahrhundert eine Schlüsselrolle. Was also für Friedrich Zimmer im Blick auf »*Frauennot und Frauenbildung*« noch ein *Geschlechterthema war, ist es heute nur noch dann, wenn man Care-Arbeit in traditioneller Perspektive zuerst als Frauenthema begreift.*

Aber Care macht mehr. Und Care-Arbeit wieder ins gesellschaftliche Zentrum zu rücken, ist auch eine Machtfrage. Es geht darum, den Themenkomplex gerechte Teilhabe und Beteiligung, Angewiesenheit und Beziehungsarbeit als entscheidende Herausforderung unserer Zeit zu verstehen. Wer Care-Arbeit aufwertet, für eine gute Infrastruktur und Dienstleistungsangebote sorgt, kann damit gute Arbeitsplätze schaffen und sorgt zugleich dafür, dass Pflegebedürftige gut versorgt werden und Kinder und Jugendliche wie deren Eltern die notwendige Unterstützung erfahren, ja – dass gesellschaftliche Integration auch von Flüchtlingen gelingt. Auch mit Migranten als Arbeitskräften, wie das Beispiel Ottobrunn aus der Nachkriegszeit zeigt. Wer Care-Arbeit aufwertet, muss sich allerdings zugleich auch den Herausforderungen einer neuen Umverteilung stellen – eben weil es sich nicht mehr um selbstverständliche und naturgegebene, aber schlecht entlohnte Frauenarbeit handelt.

Die gesellschaftliche Herausforderung unserer Zeit, so könnte man in einer Abwandlung des Zimmerschen Mottos sagen, ist Beziehungsnot – es geht also um die Entwicklung von Beziehungsfähigkeit, ein Engagement für Zusammenhalt, das alle angeht. In Beruf und Ehrenamt, als Männer und Frauen. Vor allem aber auch als Christinnen und Christen. Denn unter dem wachsenden Zeitdruck und der zunehmenden Modularisierung ihrer Arbeit erleben viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Gesundheitsbranche einen

schmerzhaften<sup>51</sup> Resonanzverlust – es gelingt ihnen nicht mehr, Menschen so zu begleiten, dass sie Entwicklung oder gar Gesundung erleben, es kommt nicht zur Begegnung auf Augenhöhe, die zum Besten und Inspirierendsten in diesem Aufgabenfeld gehört. Zugleich wird das Nachdenken über ethische Entscheidungen am Lebensanfang und Lebensende anspruchsvoller, während die Zeit dafür oft genug fehlt. Stattdessen wird ein erheblicher Teil der eigenen Arbeitszeit für Dokumentation und Technik sowie für ökonomische Darstellungs- und Rechtsfertigungsstrategien gebraucht. So wachsen mit den Belastungen die unbeantworteten Sinnfragen, bis man sich von der eigenen Motivation »entfremdet« fühlt und nur noch »funktioniert«.

## 7 Soul Sisters – eine Vision

»Du sollst nicht funktionieren«, hat Ariadne von Schirach ihr beeindruckendes Buch genannt, in dem sie daran erinnert, in welchem Maße Leben es mit dem Unplanbaren, mit Vergänglichkeit und Tod, aber auch mit Begegnung und Liebe zu tun hat. Wer das eigene Leben zu einer Kette von Projekten macht, den eigenen Körper für pausenlos überholungsbedürftig hält, um ihn anpreisen und ausstellen zu können, die eigene Leistungsfähigkeit optimieren muss, um die Employability zu erhalten, erleidet nicht nur eine tiefe Verunsicherung im Blick auf die eigene Identität – er macht sich zudem im Namen der Autonomie und Individualität mehr, als ihm bewusst ist, abhängig: von Markt und Anerkennung. Für Begegnungen offen bleiben, Wachstumsprozesse ermöglichen, Veränderungen Raum geben, das heißt aber auch: in der Zeit mit ihren eigenen Rhythmen leben, statt die Zeit nur planen und Prozesse nur organisieren zu wollen. Diese Haltung ist letztlich nur möglich aus einer inneren Ruhe und Gelassenheit heraus, die zwar in allen spirituellen Kontexten gesucht und propagiert wird, in unserer modernen Gesellschaft aber nur schwer zu erreichen ist.

Paradoxerweise ist das in diakonischen Arbeitsprozessen nicht anders als in anderen Unternehmen. Mit aller Macht, mit Planung und Zeitdruck wird hier daran gearbeitet, dass Menschen an Leib und Seele gesunden und sozial integriert werden – mit der eben gleichen Haltung, aus der auch der Resonanzverlust der Moderne herrührt. Pflegende stehen mitten in diesen Zerreißproben: ihre Arbeit gelingt nicht, wenn sie körperliche Rhythmen und Veränderungsprozesse nicht wahrnehmen; als Beziehungsarbeit braucht sie zudem Zeit zur Begegnung und Begleitung; zugleich aber wird ihre Arbeit an kurzfristigen Ergebnissen gemessen und führt oft genug an

51 Vgl. Hartmut Rosas Arbeiten zur Beschleunigung

die eigene psychische und physische Belastungsgrenze. Diese Spannung ist nicht neu, sie wurde – wie gesehen – in den Umbrüchen der Weimarer Zeit wie des Dritten Reiches ganz ähnlich erfahren. Umso mehr ist allerdings die Frage, wie das Versprechen eines Gemeinschaftsverbandes heute aussehen müsste, um glaubwürdig zu sein.

In einer Arbeitsgruppe des Diakonievereins Zehlendorf wurde kürzlich in einer Art Brainstorming mit einem »Werbemann« überlegt, wie ein solches Zukunftsversprechen, wie eine neue Marke aussehen könnte. Dabei stellte jemand die Idee der »Sisters of Soul« vor – ein Frauennetzwerk noch einmal, gewiss, aber eines, das an alte und wieder wachsende Sehnsüchte anknüpfte: die Sehnsucht nach Gemeinschaft. Nach einem Netzwerk zivilgesellschaftlich und für das Gemeinwohl Engagierter. Die Sehnsucht nach Unterstützung in ethischen Fragen, nach spirituellen, interreligiösen Angeboten war und ist stark. Lässt sich also ein Netzwerk denken, das die Personen in den Mittelpunkt rückt, die einzelnen Unternehmen überschreitet und gegebenenfalls auch Schutz bietet bei Verunsicherung über den eigenen Berufsweg im Unternehmen. Lässt sich eine Gemeinschaft denken, die neben den Berufsträgerinnen auch wieder die Ehrenamtlichen im Blick hat – so wie es am Anfang war – weil sie in die ganze Gesellschaft, auch in die Quartiere und die Familien hineinwirken will? Mit Treffpunkten für Bildung und Begegnung in den Regionen – mit niedrigschwelligen Läden, in die auch Interessierte kommen können. Einrichtungen, die alle ansprechen, die eine offene und dabei solidarische und inklusive Gesellschaft wollen. Menschen, Männer und Frauen, denen es um die Seele des Sozialen geht. Ein Traum bei einem Brainstorming, gewiss, aber dahinter steht eine Idee, die heute wie damals ihre Formen sucht. Und der Gemeinschaftsgedanke, den Ferdinand Tönnies schon vor 100 Jahren in den Mittelpunkt seiner Überlegungen gerückt hat, spielt heute in der Zivilgesellschaft wieder eine wachsende Rolle, wie der amerikanische Kommunitarismus mit Charles Taylor und anderen, der auch hier zunehmend rezipiert wird, deutlich zeigt.

Die Gemeinschaften im Zehlendorfer Verband haben Erfahrung mit der Herausforderung, sich immer neu zu erfinden. Wo sie es gemeinsam tun – in diesem Verband, mit den anderen Verbänden im Diakonat, aber auch mit Menschen in den Gemeinden, mache ich mir um die Zukunft keine Sorgen. Vielleicht entstehen dabei am Ende auch noch einmal neue Genossenschaften? Mehrgenerationenhäuser, Wohngemeinschaften von Älteren und Demenzkranken, Diakonieläden und Netzwerke im Quartier können sich gerade so gut entwickeln, dass Menschen sich nicht nur mit ihrer Zeit, sondern auch mit ihrem Geld daran beteiligen. »Für eine Genossenschaft, die neue Care-Projekte unterstützt«, würde ich mich auch als Sponsor einsetzen, sag-

te mir neulich jemand. Und ich dachte noch einmal an Zimmer, der ganz wie die anderen Gründerinnen und Gründer mit Wagemut an die Herausforderungen ging: »Leisten wir etwas, so wird auch das notwendige Geld sich rechtzeitig einstellen«, schreibt er, »und sind Bedürfnisse vorhanden, die wir ehrlich und selbstlos befriedigen, so wird es uns niemals am Notwendigen fehlen.«<sup>52</sup> Das gilt auch heute.

*Cornelia Coenen-Marx*

# Der Zehlendorfer Verband





# Vorstand, Leitlinien und institutionelle Verbindungen des Zehlendorfer Verbandes

## Im Jahr 2016 amtierender Vorstand des Zehlendorfer Verbandes für Evangelische Diakonie e.V.:

Dr. Martin Zentgraf (Vorsitzender),  
Hessischer Diakonieverein e.V., Darmstadt  
Frauenhilfs-Diakonieschwesternschaft im Rheinland e.V.

Oberin Constanze Schlecht,  
Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf e.V.

Oberin Heidrun Kopp,  
Ev. Diakonieschwesternschaft Herrenberg-Korntal e.V.

Oberin Petra Zulauf,  
Schwesternschaft der Ev. Frauenhilfe Potsdam-Stralsund  
Frauenhilfs-Diakonieschwesternschaft im Rheinland e.V.

Der »Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie« ist aus der im Jahr 1916 gegründeten »Zehlendorfer Konferenz« hervorgegangen. Die Teilung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg erzwang nach 1947 die Trennung in den »Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie« in der BRD und den »Verband für Evangelische Diakonie« in der DDR.

Nach der politischen Wiedervereinigung schlossen sich 1991 beide Teile wieder zusammen zum »Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie«. Im Jahr 2005 erfolgte die Eintragung in das Vereinsregister unter dem Namen »Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie e.V.«.

Der Zehlendorfer Verband, dem evangelische Schwesternschaften und diakonische Gemeinschaften in ganz Deutschland angehören, ist eine Arbeitsgemeinschaft zu gegenseitiger Stärkung. Er vertritt die gemeinsamen Inter-

essen seiner Mitglieder in Kirche und Diakonie, in Gesellschaft und Politik, in Ökumene und Öffentlichkeit.

Um diese Aufgaben wahrzunehmen, ist der Zehlendorfer Verband u. a. Mitglied in der »Diakonie Deutschland-Evangelischer Bundesverband, Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e.V.« ([www.diakonie.de](http://www.diakonie.de)), in der »Arbeitsgemeinschaft christlicher Schwesternverbände und Pflegeorganisationen in Deutschland e.V.« ([www.ads-pflege.de](http://www.ads-pflege.de)), bei den »Verbänden im Diakonat« ([www.diakonat.org](http://www.diakonat.org)), im »Netzwerk Existentielle Kommunikation und Spiritualität e.V.« ([www.netzwerk-eks.de](http://www.netzwerk-eks.de)) und im »Weltbund für Schwesternschaften und Gemeinschaften in der Diakonie« (DIAKONIA) ([www.diakonia-world.org](http://www.diakonia-world.org)).

In dieser Zugehörigkeit wird die Tragkraft einer großen Gemeinschaft deutlich, die sich dem weltumfassenden Auftrag im Dienst Jesu Christi verpflichtet weiß.

So versteht sich der Zehlendorfer Verband als eine Solidargemeinschaft in deren Rahmen gegenseitige Beratung und Unterstützung, Kommunikation und Information, Planung und Durchführung gemeinsamer Veranstaltungen und Projekte erfolgen. Dabei wissen sich die Mitglieder in gegenseitiger Fürbitte getragen.

Durch seine Zugehörigkeit zur Diakonie Deutschland besteht im Zehlendorfer Verband ein Grundkonsens in Bezug auf dessen Leitbild. So orientieren die Schwesternschaften und diakonischen Gemeinschaften des Zehlendorfer Verbandes ihr Handeln an der Bibel, achten die Würde des Menschen, leisten Hilfe und verschaffen Gehör.

Aufgrund der unterschiedlichen historischen Prägung, die eine Vielfalt in der Glaubens-, Dienst- und Weggemeinschaft seiner Mitglieder entwickelt hat, hat der Zehlendorfer Verband eigene Leitlinien formuliert, die die Grundlagen, Ziele und die Praxis der Zusammenarbeit beschreiben.

## 1. Wir orientieren unser Handeln an der Bibel

Wir glauben, dass Diakonie Dienst am Menschen ist auf der Grundlage des Evangelium von Jesus Christus. Deshalb wenden wir uns nicht ab, sondern lassen uns anrühren von Not, Leid und Schwäche als Teil des Lebens und sind bereit zum Handeln. Dabei erleben wir uns als Gebende und Nehmende.

Im Zehlendorfer Verband wird Gottes Handeln an den Menschen bezeugt

durch Wort und Tat. Wir geben weiter, was wir von Gott empfangen haben. Es ist unser Anliegen, Gott im Alltag erfahrbar zu machen, die Gemeinschaft zu pflegen und barmherzig miteinander umzugehen.

## **2. Wir richten uns am christlichen Menschenbild aus**

Wir glauben, dass jeder Mensch ein Geschöpf Gottes ist. In Christus hat Gott sich allen zugewandt. Darin besteht die Würde des Menschen. Sie ist unverlierbar. Deshalb wollen wir uns den Menschen zuwenden und den Einzelnen annehmen.

## **3. Wir leisten Hilfe und verschaffen Gehör**

Wir sehen unseren Auftrag im Dienst an Menschen. Der Zehlendorfer Verband unterstützt seine Mitglieder bei der Erfüllung ihres Auftrages. Wir setzen uns mit aktuellen Fragen in der Kirche, Gesellschaft und Sozialpolitik auseinander und erheben unsere Stimme für diejenigen, die nicht gehört werden.

Gemeinsam mit anderen Verbänden treten wir für eine menschenwürdige Gesetzgebung, chancengerechte Gesellschaft und eine konsequente Orientierung am Gemeinwohl ein. Gerade in den Zeiten des Umbruchs halten wir an der Verheißung von Frieden und Gerechtigkeit fest.

## **4. Wir sind aus einer lebendigen Tradition heraus innovativ**

Der Zehlendorfer Verband ist bis heute von Schwesternschaften und diakonischen Gemeinschaften geprägt, deren Mitglieder im Dienst am Nächsten und im gemeinschaftlichen Leben verbunden sind. Unsere Tradition verpflichtet uns und wir nehmen sie auf. Wir stellen uns den Herausforderungen der Zeit. Auf diesem Weg sind wir offen für neue Aufgaben, die sich in der Zukunft stellen. Daraus ergibt sich für jede Gemeinschaft der eigene Weg mit spezifischen Aufgaben.

## **5. Wir sind ein Zusammenschluss von Frauen und Männern in Glaubens-, Dienst- und Weggemeinschaften**

Wir unterstützen einander in unserer täglichen Arbeit. Durch gegenseitigen Austausch schaffen wir Vertrauen und Transparenz. Konflikte und Kritik sehen wir als Chance, um unsere Zusammenarbeit zu verbessern. Durch gemeinschaftliche Angebote ermöglichen wir die Begegnung unserer Mitglieder untereinander in Fragen des Glaubens, des Lebens und des Dienstes.

Als Zehlendorfer Verband machen wir erfahrbar, dass die Kirche lebt. (Herrenberg, 23.10.2002)

## **Leitsätze des Zehlendorfer Verbands**

Diakonie ist Lebens- und Wesensäußerung der Kirche. In der Diakonie wird Gottes Heilshandeln an den Menschen bezeugt durch Wort und Tat. Diakonie lebt aus Gottes Wort und Sakrament.

Die im Zehlendorfer Verband zusammengeschlossenen Schwesternschaften und Diakonischen Gemeinschaften geben sich folgende Leitsätze:

### **1. Zu unserem Leben als Christen gehört wesensmäßig**

die Gemeinschaft. Deshalb bejahen wir Dienst-, Weg- und Lebensgemeinschaften in der Diakonie. So wird das einzelne Mitglied geistlich und fachlich gefördert und der Vereinzelung in Beruf und Leben entgegengewirkt.

### **2. Die Schwesternschaften und diakonischen Gemeinschaften**

des Zehlendorfer Verbandes sehen ihren Auftrag im Dienst an Menschen, die Heilung, Hilfe und Begleitung brauchen. Dazu wird eine fachlich qualifizierte Aus-, Fort- und Weiterbildung vermittelt auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes, das Ethik und Berufsverständnis bestimmt.

Die im Verband zusammengeschlossenen Schwesternschaften und Diakonischen Gemeinschaften fördern sich gegenseitig bei der Erfüllung Ihres Auftrages.

Dies geschieht unter anderem

- im gemeinsamen Hören auf Gottes Wort,
- im gemeinsamen Feiern des Abendmahles,
- im gemeinsamen Singen, Meditieren und Beten,
- im Austausch von Informationen
- in der Bereitstellung von Hospitationsmöglichkeiten
- in gegenseitiger Beratung
- in gemeinsamen Veranstaltungen (z.B. Seminaren und Freizeiten)
- in Projekten
- in der Vertretung der Interessen der Mitglieder des Verbandes in der Kirche und ihrer Diakonie sowie in der Öffentlichkeit.

### **3. Die Schwesternschaften und diakonischen Gemeinschaften des**

Zehlendorfer Verbandes ordnen ihre Angelegenheiten selbständig durch

Satzungen, Ordnungen und Verträge. Sie gestalten damit den Freiraum, den das Grundgesetz den Kirchen und ihrer Diakonie einräumt. Die Organe der Schwesternschaften und diakonischen Gemeinschaften sind durch ihre Mitglieder gewählt und entscheiden über die Angelegenheiten der Gemeinschaften.

(05.11.1993)

## Der Anfang

Menschliche Zusammenschlüsse gleichen nicht theoretischen Sätzen, die kluge Gründernaturen in die Wirklichkeit versetzen und die sich dann rein nach der in ihnen selbst liegenden Logik entfalten. Sie gleichen viel eher Bäumen, die gepflanzt werden und die sich dann entwickeln, wie es der Boden, das Grundwasser, die Winde und vor allem andere Gewächse drum herum ihnen gestatten und die doch immer sie selbst bleiben. So auch unser Verband. Er ist ein Kriegskind, und seine Paten hießen Not und Sorge. Der 1. Weltkrieg, 1914 mit Jubel und der Hoffnung begonnen, er werde schnell wieder zu Ende sein, erwies sich schon zwei Jahre lang als langlebiges und gefräßiges Tier, das nicht genug Menschen und Material verschlingen konnte. Wer jetzt außerhalb der Kriegsmaschine irgend etwas brauchte, mußte sich organisieren, mußte groß sein, um etwas von der Militärbürokratie erreichen zu können. Die evangelischen Mutterhäuser und Schwesternschaften hatten vor allem eine Sorge: Viele ihrer Schwestern waren zum Dienst in Militärlazaretten abkommandiert worden. Sie hatten seitdem so gut wie keine Verbindung mehr zu ihrem Mutterhaus bzw. zu ihrer Schwesternschaft, worunter beide litten, die Schwestern in der kalt-sachlichen Welt des Militärs und die Schwesternschaften, deren Fürsorge ins Leere lief. Nun hörte man, daß es den katholischen Orden in gemeinsamer Aktion gelungen war, beim sogenannten Kriegsinspekteur Delegierte einzubringen, ja sogar einen Besuchsdienst von Pfarrern durchzusetzen, um die Verbindung mit ihren Schwestern wieder herzustellen. Das wollte man auf evangelischer Seite nun auch erreichen.

Andere, mehr materialbezogene Dringlichkeiten kamen hinzu, so vor allem Fragen der Tracht. Man wollte versuchen, beim Staat für die Tracht der Schwestern einen Rechtsschutz zu erreichen. Auch wurde es immer schwerer, von der ganz auf Kriegsbedarf umgestellten Textilindustrie Trachtstoffe zu erhalten. Dazu mußten die Mutterhäuser und Schwesternschaften vom Staat die Anerkennung als – im Behördendeutsch! – »gemeinnützige Kleinhändler« erreichen. Und auch das ging nur in gemeinsamer Aktion.

Die zur Kaiserswerther Generalkonferenz gehörenden Mutterhäuser wurden sich schon 1915 einig, daß sie innerhalb der internationalen, und daher im Krieg blockierten Konferenz einen auf deutsche Bedürfnisse zugeschnittenen nationalen Verband brauchten, um zu einer gemeinsamen und daher starken Vertretung gegenüber den Reichs- und Militärbehörden zu kommen.

Damit sind wir auch am Beginn des Zehlendorfer Verbandes. Im Frühjahr 1916 schrieb Pfarrer HEIM, Direktor des Rheinisch-westfälischen Diakonievereins (heute mit dem Hessischen Diakonieverein in Darmstadt vereint), an den Ev. Diakonieverein in Berlin-Zehlendorf, mit der Bitte, alle nicht auf Kaiserswerth hin orientierten Mutterhäuser und Schwesternschaften zu einer Konferenz einzuladen. Aus mannigfachen Gründen gab es viele Schwesterngemeinschaften, die nicht unter dem Kaiserswerther Dach standen und doch die gleichen Sorgen hatten. Pfarrer Großmann, der Direktor des Ev. Diakonievereins, antwortete positiv, und daraufhin ergriff Pfarrer Heim die erste Initiative und lud eine kleine Gruppe zu einer Vorbesprechung am 29. Mai 1916 nach Kassel ein, wo der Ev. Diakonieverein ein Haus in der Lessingstraße hatte. Die vorgeschlagenen Punkte der Tagesordnung:

1. Kriegskrankenpflege der Schwesternorganisation
2. Staatliche Anerkennung der Schwesterntracht
3. Versorgung in Krankheit
4. Private Versicherung für Invalidität und Alter

Vornean standen also die kriegsbedingten Beschwerden, die eine gemeinsame Vertretung nach außen erzwangen. Punkt 3 und 4 der Tagesordnung zielten schon klar auf gegenseitige Beratung ab. Das Wort »privat« in Punkt 4 deutete nicht an, die Schwestern sollten selber finanziell für ihr Alter vorsorgen. Vielmehr wurden Wege gesucht, die Schwestern einzeln bei öffentlichen Versicherungsträgern für Invalidität und Alter zu versichern, – ein Weg, der dann ja für Schwesternschaften der Zehlendorfer Art typisch wurde.

Beim Treffen in Kassel (damals noch Kassel mit »C«) waren anwesend der Ev. Diakonieverein, der Rheinisch-westfälische Diakonieverein, der Hessische Diakonieverein und das Diakonissenmutterhaus Freiburg. Die vorgewonnenen Themen wurden vorbesprochen, vor allem aber ging es natürlich um den Kreis derer, die zu der projektierten Konferenz eingeladen werden sollten. Kurz nach dem Treffen konnten schon das Mutterhaus Bethesda in Hamburg, sowie die Häuser Berlin-Lichterfelde und Kückenmühle bei Stettin hinzugewonnen werden. Die Frage des Vorsitzes bei der künftigen Konferenz wurde höflich zwischen Pfarrer Heim und Pfarrer Großmann hin- und hergeschoben und dann so gelöst, daß Pfarrer Heim zur 1. Konferenz am 31. Oktober 1916 ins Heimathaus des Ev. Diakonievereins nach Berlin-Zehlendorf einlud. Die Tagesordnung:

1. Begründung einer Konferenz von ev. Schwesternhäusern, die nicht bereits einem Verband angehören und Benennung dieser Konferenz.
2. Die Erfahrungen in der Kriegsarbeit und die sich daraus ergebenden Wünsche.

3. Sicherstellung der Schwestern
  - a) für die Zeit der Krankheit
  - b) für die Zeit der Invalidität und des Alters.
4. Trachten-Frage.
5. Verschiedenes.

So kam es zur Gründungssitzung der »Zehlendorfer-Konferenz« am 31. Oktober 1916 in Zehlendorf. (Erst ab 1933 galt nachher die Bezeichnung »Zehlendorfer Verband«.) An dieser Konferenz nahmen folgende Häuser bzw. Schwesternschaften teil:

- Mutterhaus des Kreises Teltow
- Hessischer Diakonieverein
- Rheinisch-westfälischer Diakonieverein
- »Kückenmühle«, Stettin Hubertusburg
- Bethesda, Hamburg
- Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf

Das Eröffnungsreferat hielt Pfarrer Heim. Seine Worte machten deutlich, daß man mit der Neugründung doch mehr im Sinn hatte als nur eine Lobby gegenüber der Vormacht militärischer Belange im Krieg. Nein, der erste Text, der vom Zehlendorfer Verband existiert, kommt gleich zu der Sache, mit der sich die Schwesternschaften dieses Verbandes und mit ihnen der Verband bis heute beschäftigt; es geht nach außen um die Stellung der Schwester in der Öffentlichkeit und nach innen um das Bild der Schwester, das zum Ausbildungsziel wird, und es geht auch um die angemessene Versorgung der Schwester. Ich zitiere Pfarrer Heim nach dem Protokoll:

»Des Weiteren ist ein Einwirken auf die öffentliche Meinung in bezug auf die Stellung und Lage der Schwestern dringend nötig. Die Zurückhaltung der Schwesternschaft und ihrer Leitung in diesen Dingen ist geschichtlich durchaus begreiflich, aber in vielen Fällen ist die soziale Stellung der Berufsschwester eine andere geworden als früher, was freilich in das Bewußtsein der Arbeitgeber noch nicht eingegangen ist. Hierher gehören die Frage betr. der Arbeitszeit, eines auskömmlichen Gehalts, einer angemessenen Entschädigung während des Urlaubs etc.«

Zum Ausbildungsziel:

»Das Recht der Persönlichkeit soll gewahrt werden, und doch muß die einzelne Persönlichkeit sich eingliedern in eine bestimmt geartete Organisation.«

Wichtig ist auch

»die Erziehung zur sozialen Arbeit in der rechten Wertung der Technik, vor allem aber in der vielleicht wichtigeren Wertung des inneren sozialen Verständnisses.«

Das ist, wenn auch die Sprache sich geändert hat und ferner zwar die Probleme, nicht aber der biblisch-diakonische Bezugspunkt genannt werden, von dem aus diese Probleme angegangen werden, bis heute Originalton des Zehlendorfer Verbandes. Mit solchen perspektivischen Fragen hat sich der Verband immer wieder beschäftigt und ist damit für seine Mitglieder wichtiger geworden als mit der Lösung von Problemen nach außen, mit denen er damals schon nicht sehr weit gekommen ist. So wurden die Beschwerden im Blick auf die zum Kriegssanitätsdienst eingezogenen Schwestern zwar mit starken Worten ausgetauscht, aber von großen Erfolgen weiß das Protokoll im Folgenden nichts zu berichten. Dabei ist es eigentlich immer geblieben: Zur gegenseitigen Befragung und Vergewisserung nach innen hat der Verband seinen Mitgliedern immer sehr viel bedeutet, viel mehr als in der Wirkung nach außen.

Zurück zur 1. Konferenz: Der Direktor des Ev. Diakonievereins wurde zum Vorsitzenden gewählt und ist es bis heute geblieben, und zum Schluß sprach man, als dem Austausch über Tracht und Versicherung Genüge getan war, auch darüber, ob Schwestern ins Theater gehen durften oder nicht.

Eine Satzung wurde auch in Angriff genommen, aber erst 1919 beschlossen. Ihr § 1 muß festgehalten werden:

»Die Zehlendorfer Konferenz hat den Zweck, deutsche evangelische Schwesternschaften, welche Diakonie an und durch Frauen treiben, zusammenzuschließen zu gegenseitiger Förderung und zu tatkräftiger Vertretung gemeinsamer Interessen in der Öffentlichkeit, ohne daß dadurch die Selbständigkeit der einzelnen Organisationen berührt wird.«

Zu beachten ist, daß hier der Grundsatz Friedrich Zimmers, die Diakonie an Frauen vor die Diakonie durch Frauen zu stellen, durch den Verband übernommen wurde. Der Dienst der Schwesternschaft gilt zuerst der Schwester und dann erst durch sie, denen, die Hilfe brauchen. Bei der Veränderung der Satzung 1933 wird das sehr anders klingen. Zu beachten ist ferner, daß die Mitglieder des Verbandes sich schon im ersten Paragraphen der Satzung ihre Selbständigkeit gegenüber dem Verband sichern.

Beim Jahr 1919 fällt noch zweierlei auf. Zunächst vermißt man etwas: Im Protokoll ist nichts vom schweren Ende des Krieges, dem Zusammenbruch des Kaiserreiches, der Revolution und dem Beginn der Republik zu lesen.

Darin zeigt sich, daß der Verband sich wirklich nur als Zweckverband verstand, in dem man sich über begrenzte, wenn auch sehr wichtige gemeinsame Fragen austauschte. Einzig der Beginn des Hitler-Regimes und das Ende des 2. Weltkrieges haben Eingang ins Protokoll gefunden. Freilich kann das Stichwort Protokoll möglicherweise die Lösung des Rätsels dieser Außenblindheit sein: Man schreibt eben nur hinein, was im strikten Verständnis zum Geschäft gehört.

Das andere, was 1919 auffällt: Es wurde eine »Schwesternschaft zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft« in den Zehlendorfer Verband aufgenommen. Daran wird deutlich, daß zu dieser Zeit im Verband keine klaren Kriterien darüber bestanden, was man im Sinne der Satzung als »evangelische Schwesternschaft« bezeichnen konnte und was nicht. Vor allem fühlte man sich damals vaterländisch, besonders unter protestantischen Christen. In fast allen Satzungstexten der Zeit kann man studieren, daß die Sätze »wir dienen den Menschen« und »wir dienen dem deutschen Volk« austauschbar waren. Daraufweise ich hier hin, um zu zeigen, wie wehrlos die Kirche auf die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zuzuging. Und wie lange hat es dann gedauert, bis sich die Fronten klärten. Allerdings ist die Schwesternschaft, der es um die deutsche Volkskraft ging und die nach dem Ort – kurz – »Arnsdorf« genannt wurde, die auch im Verband nie eine wichtige Rolle gespielt hat, 1935 durch eine Behördenverfügung der NS-Schwesternschaft eingegliedert worden. Immerhin gehörte sie in der harten Phase des Kirchenkampfes dem Verband noch an, der demnach auf sie als eines seiner Mitglieder Rücksicht nehmen mußte.

Damit bin ich praktisch schon bei einer thematischen Gliederung meiner Darstellung und will um der Durchsichtigkeit und Verständlichkeit willen von hieran bis 1945 den Stoff aus Akten und Briefen thematisch bündeln.

## Zehlendorf und Kaiserswerth

Wenn man das Buch von Schwester Ruth Felgentreff über die Geschichte des Kaiserswerther Verbandes liest (Profil eines Verbandes, 1991), begegnet einem das Stichwort »Zehlendorf« so gut wie nie. In den Akten des Zehlendorfer Verbandes dagegen ist »Kaiserswerth« ein Dauerbrenner. Das liegt zunächst natürlich an der Größe der beiden Gruppen; der Kaiserswerther Verband hatte immer etwa die drei- bis vierfache Größe des Zehlendorfer Verbandes gehabt. Es liegt aber auch daran, daß der Zehlendorfer Verband von Anfang an die Häuser und Schwesternschaften sammelte, die sich nicht bei Kaiserswerth einfinden konnten oder wollten. Viele von ihnen wollten bewußt eine Alternative zum Mutterhaus Kaiserswerther Prägung sein, be-

sonders der Ev. Diakonieverein. Bei ihnen war das Gegenüber zu Kaiserswerth ein Teil der eigenen Profilzeichnung. Damit war nicht Feindschaft gemeint, sondern lebendige Alternative, und Verstimmung herrschte zu Kaiserswerth hin nur dann, wenn von dort aus die Anerkennung als lebendige Alternative verweigert wurde, was allerdings öfter geschah.

Im Rückblick hat man den Eindruck, daß ein Gegensatz, wo er entstand, weniger die Sache der Schwestern als vielmehr derer war, welche die Differenzen ins theologisch Grundsätzliche heben zu müssen meinten. Vom Zehlendorfer Verband war immer klar, daß er den Kaiserswerther Verband bei der Vertretung von Interessen nach außen brauchte. Das ging schon bei den Anliegen der Gründung beider Verbände 1916 los und ist so geblieben. Wo es um die Interessen, die Darstellung und die Vertretung evangelischer Schwesternschaften der Diakonie ging, traten beide gemeinsam auf und war Kaiserswerth oft der Sprecher, wenigstens in den frühen Jahrzehnten. Neben unzähligen örtlichen Kontakten zwischen Schwestern hat das dann auch auf die Dauer zu einer guten Annäherung geführt.

Unterschiede zwischen Schwestern Kaiserswerther- und Zehlendorfer Prägung kann ich nur sehr kurz berühren. Erstens lassen sie sich weithin nur für vergangene Zeiten klar benennen; gegenwärtig ändert sich alles. Zweitens gehören beide zum einen Diakonat der Kirche, was heute Gott sei Dank unstrittig ist. Auf den wesentlichen Unterschied im spirituellen Bereich hat Werner Bellardi aufmerksam gemacht: Kaiserswerth kennt das Prinzip der Sendung und Zehlendorf das der Sammlung. Die Diakonisse wird traditionell im Mutterhaus ausgebildet und geprägt und dann als Diakonisse ausgesandt. Die Schwester Zehlendorfer Art dagegen wird in einer Ausbildungsstätte ihrer Schwesternschaft im Beruf ausgebildet und wächst dann, wenn sie bleibt, langsam in ihre Schwesternschaft hinein. In ihrer gesellschaftlichen Stellung kennt die Diakonisse mehr Geborgenheit im Mutterhaus, die Zehlendorfer Schwester mehr Selbständigkeit in der Schwesternschaft. Die Zehlendorfer Schwester bekam von Anfang an auch Gehalt, obwohl die Unterschiede zum Taschengeld der Diakonisse im Geldbetrag minimal waren. Bereits 1922 werden im Zehlendorfer Verband die eigenen Schwesternschaften als »demokratischer ausgelegt« bezeichnet, während im gleichen Gremium Oberin Sprenger sich noch 1949 lieber kirchlich ausdrückt: »nicht konsistoriale, sondern synodale Verwaltung« sei bezeichnend für Zehlendorf, so sagte sie.

Soweit ist alles sachlich vertretbar. Daß aber im Hintergrund bis weit in die Kirche hinein weniger harmlose Konflikte ausgetragen wurden, macht folgende Äußerung von Pastor Forck, Hamburg-Bethesda, anlässlich des 25jährigen Jubiläums des Verbandes im Jahr 1941 deutlich. »Ist es nicht lehrreich, daß die Pfarrer ihren Konfirmandinnen zwar den Rat geben, Dia-

konissen zu werden; ihren eigenen Töchtern, die Schwestern werden wollen, aber meistens raten, Diakonieschwestern zu werden?« Solch ein Satz hätte ja auch die Zehlendorfer zum Nachdenken bringen müssen. Der gleiche Referent hatte sich schon früher an eine theologisch, ja biblisch begründete Differenzierung zwischen Kaiserswerth und Zehlendorf gewagt. Er sagte 1932, es sei das Bemühen Zehlendorfs, »im Sinn einer aus der Rechtfertigung erwachsenen evangelischen Diakonie der mehr petrinischen Schwesternart des Kaiserswerther Verbandes einen paulinischen Typ der wahrhaft selbständigen, an Gott gebundenen Schwesternpersönlichkeit zur Seite zu stellen und damit zugleich eine volkspädagogische Aufgabe ... zu erfüllen.« Dieser Höhenflug hat, wie die Akten zeigen, Gott sei Dank keine Schule gemacht. Die allgemeine Meinung hielt sich eher ein paar Stockwerke niedriger auf, etwa bei der Äußerung von Pfarrer Guyot, Darmstadt, aus dem Jahr 1935, Diakonieschwestern seien als »mündige Töchter« Gehaltsbezieher und Diakonissen als »unmündige Töchter« eben nicht.

Als es dann Schwester Auguste Mohrmann gelang, in der von den Nationalsozialisten ins Leben gerufenen Reichsfachschaft der Schwestern die Kaiserswerther mit den Zehlendorfern in der »Diakoniegemeinschaft« zusammenzuführen, zeigte sich, daß die Gegensätze nicht allzu ernst waren, trotzdem sind sie noch lange Zeit am Leben geblieben. Zum (hoffentlich) letzten Konflikt zwischen Kaiserswerth und Zehlendorf kam es, als 1963/1964 der Kaiserswerther Verband für seine Verbandsschwestern eine neue Bezeichnung suchte. Schon die Wahl dieser Bezeichnung für die Gruppe der ehemaligen »freien Hilfen« war für Zehlendorf verletzend gewesen, denn dort ist die Verbandsschwester die eingeseignete, das Werk verantwortlich tragende Schwester. Nun aber – 1963/1964 – sollten die Kaiserswerther Verbandsschwestern einfach »Diakonieschwestern« werden, weil vom Typ her sich beide doch sehr ähnlich seien. Hier mußte Zehlendorf energisch Einspruch erheben, hat es auch getan, und Kaiserswerth ging darauf ein, woraufhin die etwas lange Bezeichnung der »diakonischen Schwester« gefunden wurde. Man war jetzt miteinander so weit, daß man auch aufeinander hörte. Heute sind wir so weit, daß wir zusammen feiern.

## Öffentliches Wirken

Für das Verständnis der Anfangszeit scheint mir Folgendes wichtig zu sein: Viele Mutterhäuser der Kaiserswerther Tradition waren unter dem Schutz und mit der Förderung der landesherrlichen Fürstenhäuser entstanden. Das stand als guter Stern über ihnen, solange die Herrschaft der Fürstenhäuser bestand. Die große Mehrheit der Mitglieder des Zehlendorfer Verbandes wa-

ren zwar anders ins Leben gekommen, lebten aber trotzdem ebenfalls in der allgemeinen Atmosphäre, die 1918 vom höchstbrigkeitlichen Wohlwollen für kirchliche Schwesternschaften geprägt war. Das änderte sich schlagartig nach der Abdankung der Fürsten 1918/ 1919. Zwischen den neuen Behörden und Regierungen der Demokratie, die zum Teil betont antimonarchistisch waren, und den Mutterhäusern und Schwesternschaften der Inneren Mission herrschte zunächst kühle Distanz; man mußte sich erst kennenlernen. Das dauerte indessen dann doch nicht sehr lange, weil die Mutterhäuser und Schwesternschaften der Kirchen und Wohltätigkeitsorganisationen eine Arbeit leisteten, auf deren Förderung keine Regierung verzichten konnte und weil ferner die Mutterhäuser und Schwesternschaften auf diesem Gebiet eine solche Vormachtstellung hatten, daß Politik nur mit ihnen aber nicht gegen sie gemacht werden konnte. Bald herrschte allgemein eine gute, sach- und problembezogene Zusammenarbeit, die nur manchmal durch ideologische Verhärtungen erschwert wurde, wofür die Geschichte des Ev. Diakoniever-eins Beispiele enthält, die bis heute lehrreich sind. Praktisch bedeutete das, daß beim Auftauchen von Problemen die Mutterhäuser, Schwesternschaften und ihre Dachverbände ein Verhandlungsgespräch mit der zuständigen Dienststelle suchen mußten, um Probleme zu lösen. Sie brauchten noch nicht das Gespräch mit Parteien zu suchen, über die Presse sich an die Öffentlichkeit wenden oder ihre zuständigen Abgeordneten aktivieren. Sie wurden auch noch nicht als Lobby oder gar als »pressure-group« gesehen, sondern man gestand ihnen zu, daß sie auf uneigennützig Art eine wichtige Aufgabe erfüllten und dafür das Ihre beanspruchen durften. Sie konnten also im Hintergrund der Bühne öffentlicher Aufmerksamkeit arbeiten, und das tat ihnen gut; bis heute möchten sie so weiterarbeiten, aber es gelingt ihnen schon lange nicht mehr. Relativ leicht ist ihnen die Umstellung der Argumentation von der eigenen Organisation und internen Gesichtspunkten auf das allgemein und beruflich Notwendige, was auch Nichtmitgliedern überzeugend sein mußte, gelungen. Sehr viel schwerer fiel die Aufgabe, das Gewicht der eigenen Aufgabe in öffentliche Macht umzusetzen. Das ist bis heute nicht recht gelungen und daran leiden nicht nur Schwesternverbände, sondern auch ihre Arbeitsgebiete, wie z.B. die Krankenpflege und die Sozialpädagogik.

Die Themen, die mit Behörden und anderen Verbänden zu verhandeln waren, sind zum Teil bis heute aktuell geblieben. Die Demokratie meldete sich sehr schnell auf dem Gebiet des Arbeitsrechtes an. So wurde bereits 1919 über ein Betriebsratsgesetz verhandelt, und am 5.01.1920 bereits schrieb der Ev. Diakonieverein zum Thema der Einführung des 8-Std.-Tages in der Krankenpflege. Richtig, er war dagegen. Immer wieder kämpfte Zehlendorf für Arbeitserleichterungen für Schwestern, aber schon früh

setzte das Gespür dafür ein, daß das Krankenhaus um der Kranken willen einen anderen Weg gehen sollte als die Industrie. Dieser Kampf konnte freilich nicht gewonnen werden, weil das Krankenhaus als Arbeitsstätte sich mehr und mehr zu einem Betrieb entwickelt hat, der von einem Industriebetrieb sich immer weniger unterscheidet. Das Engagement des Verbandes in diesen politischen Fragen zeigt bis heute: Die Schwesternschaften der Diakonie sind einerseits so groß und andererseits in ihrem Dienst so in das soziale und politische Netz der Gesellschaft eingebunden, daß sie im Unterschied etwa zu kleinen Initiativgruppen im sozialen Feld oder gar zu kirchlichen Kommunitäten gar nicht anders können, als im Strom der Entwicklung nicht nur passiv mitzuschwimmen, sondern wenigstens den Versuch zu machen, diesen Strom auch aktiv in seiner Richtung zu beeinflussen. Gerade hierin sind sie ein Teil des Diakonischen Werkes, das in Deutschland immer engagiert war, den Gang der Sozial- und Gesundheitspolitik aktiv mitzubestimmen.

## Das Wesen evangelischer Schwesternschaft

Es ist nicht verwunderlich, daß der Gang der Dinge die Mitglieder des Verbandes immer deutlicher vor die Frage brachte, wer sie eigentlich selber seien und was ihr spezifischer Beitrag im Feld ihres Dienstes zu sein habe. Es ist eher verwunderlich, daß man so spät auf diese Frage kam, die uns dann bis heute beschäftigt hat. Am Anfang liest man nur von unklaren Distanzierungsversuchen, von Übersteigerungen des Wohlfahrtsstaates und von der »*allgemeinen Erschlaffung der religiös-sittlichen Lebensanschauung*« im Volk, welche als Ursache des Mangels an Menschen betrachtet wird (1921).

Das änderte sich beinahe schlagartig im Jahre 1928. In der Konferenz am 16.10. dieses Jahres wurde der Widerstand vieler Stadtverwaltungen, leitender Ärzte und anderer Stellen dagegen besprochen, daß auf den Krankenstationen der Kliniken Andachten für die Patienten gehalten wurden. Gegen diese Tendenz, die sich auf das Recht der Religionsfreiheit berief, aber nur seine negative Seite im Sinn hatte, bestand die Konferenz auf dem positiven Religionsrecht, also auf dem »Recht auf Seelsorge« sowohl der Kranken wie auch der Mitarbeiter der Diakonie. Diese Auseinandersetzung um das Recht kirchlicher Seelsorge im öffentlichen Krankenhaus hat damals die Sinne sehr geschärft.

Im Jahr 1929 wurde das Friederikenstift Hannover aufgenommen. Sein Direktor, Pastor Hustet, legte von Anfang an Wert auf eine theologische Linie. Hier regten sich jetzt Kräfte, die für die zukünftige Auseinandersetzung im »Dritten Reich« wichtig werden sollten.

1931 war ein schweres Jahr für die Innere Mission. Der »DEVA-Skandal« brachte die ganze evangelische Diakonie in Mißkredit. Eine von der Inneren Mission institutionell und personell getragene Baugenossenschaft brach finanziell zusammen, und tausende von kleinen Sparern verloren ihr einer kirchlichen Stelle anvertrautes Geld. Auch dieser Schock mahnte zur Selbstbesinnung. Die »Blätter aus dem Ev. Diakonieverein«, die ja auch das Organ des Zehlendorfer Verbandes waren und sind, brachten im Jahr 1931 einen Beitrag von Pastor Hustet, »Am Scheidewege«, der auch heute noch beeindruckt. Am 18.08.1932 schrieb Pastor Hustet an die Konferenz: Es bringt uns nichts mehr, »im Äußeren zu verharren. Wir müssen mehr Mut aufbringen, das eigentliche Thema der Diakonie in den Schwesternschaften zu fördern. Nur so werden die Schwesternschaften Zukunft haben.« Hier wurde Pastor Hustet von Pastor Forck, Bethesda-Hamburg, unterstützt.

Daß es dabei keineswegs nur um das Profil nach außen ging, machte Pastor Forck in einem groß angelegten Referat in der Konferenzsitzung am 1.11.1932 deutlich. Sein Thema: Die Krise der evangelischen Diakonie in der Gegenwart. Er sprach über wirtschaftliche Fragen, über Bildung und Glauben und deren Ineinandergreifen. Punkt 12 seines Vortrages: »Bei aller Anerkennung der bestehenden Verpflichtung, für die wirtschaftliche Sicherung der Schwestern in verantwortlicher Weise zu sorgen, müssen wir doch darauf bedacht sein, eine wahrhaft evangelische Haltung unserer Schwestern gegenüber den wirtschaftlichen Dingen zu fordern und zu erziehen.« Solche Worte fanden damals starkes Echo bei den Schwesternschaften. Diese waren in sich stark genug, nicht nur in Worten, sondern bis in die Verteilung der Gelder hinein einen eigenen Kurs gegenüber den Tendenzen der Zeit zu fahren. Der zeitgemäße Menschentyp war für Pastor Forck im gleichen Referat der »atomisierte, liberalistische, bindungs- und autoritätslose, dünkelhafte Mensch, der gemeinschaftshindernd und gemeinschaftsprengend wirkt und der aus dem Individualismus ins Kollektiv zu flüchten trachtet.« Hier häufen sich sehr viele böse Worte, aber diesen Menschentyp kennen wir bis heute. Doch man muß sich gleichzeitig klarmachen, daß sich hier auch die Kritik an der Weimarer Republik Luft machte, der man Schuld gab am Hochkommen dieses Menschentypes. Wenig später war dann Volksgemeinschaft das große Wort, gegen das niemand sich so recht zu wehren wußte und das doch eben nicht Gemeinschaft, sondern die absolute Kollektivierung zum Ziel hatte.

## Die Krise während der Hitlerzeit

Damit sind wir am Anfang der Periode, die den Zehlendorfer Verband wie keine herausgefordert, ja gefährdet hat, so daß es durchaus um seine Existenz ging. Es ist die Zeit des Nationalsozialismus. Die Gefahr kam von außen; keine der den Zehlendorfer Verband vertretenden Persönlichkeiten war »Nazi« in dem heute gebräuchlichen Sinn des Wortes, wirklich keine. Aber die Gefährdung lag innen, weil Hitler und seine Propagandisten an Wunden rührten und an Wünsche anknüpfen konnten, die in der Mehrheit des deutschen Bürgertums, aus dem die Schwestern und die Leiter des Verbandes kamen, vorhanden waren und auf Behandlung und Erfüllung warteten. Damit ist nicht nur die starke nationale Einstellung gemeint, die ich schon berührt habe. Nein, es ging eigentlich noch mehr um die eigenartige Ethik der Hingabe an einen Führer, die damals durch die gesamte deutsche Jugendbewegung ging, auch durch die der Kirche. Mit der gleichen Begeisterung, mit der wir uns heute für die Reduktion von Müll und eine saubere Umwelt einsetzen, nur mit wesentlich weniger einsichtigen Gründen, suchten und produzierten damals Gruppen, Vereine und Verbände Führer, deren besserer Einsicht die anderen alle sich anvertrauen und deren stärkerem Willen alle sich unterordnen sollten und auch wollten. Ob wir das heute verstehen oder nicht, es war so und muß bei der Beschreibung der damaligen Entwicklungen mitbedacht werden.

Im Jahr 1933 beschloß die Zehlendorfer Konferenz, von jetzt an »Zehlendorfer Verband« genannt, eine neue Satzung und neue Grundsätze. Fangen wir mit diesen an, sie klingen sehr anders als in der Anfangszeit:

1. Wir treiben Diakonie. Der diakonische Charakter unserer Schwesternschaften muß sich daran erweisen, daß sie unserem deutschen Volk in der Nachfolge Christi dienen und das Reich Gottes bauen helfen. Der uns von Gott gewordene Auftrag ist die Verkündigung des Evangeliums in der Tat der Liebe (Gal. 6,5).
2. Wir dienen der Kirche ...
3. Wir dienen dem deutschen Volk ... (Wir verstehen unseren Dienst) als einen Beitrag zur Verwirklichung der deutschen Volksgemeinschaft.
4. Die Verwirklichung des Dienstes geschieht durch Mutterhausschwesternschaften.

Dies sind die Hauptstichworte der neuen »Grundsätze«. § 1 der neuen Satzung spricht von evangelischen »Schwesternschaften, welche Mutterhauscharakter tragen«. Von »Diakonie an und durch Frauen« oder auch nur »durch Frauen«, wie es ab 1920 geheißen hatte, ist nicht mehr die Rede.



Um aber den § 4 der neuen Satzung zu verstehen, muß man zuvor beschreiben, was inzwischen geschehen war. Er lautet:

*»Der Vorstand bedarf der Bestätigung durch das Reichsinnenministerium. Die Vorstandsmitglieder können jederzeit durch das Reichsinnenministerium abberufen werden.«*

Was war geschehen? Wie läßt sich erklären, daß ein solcher Satz durch die leitenden Persönlichkeiten des Verbandes selber beschlossen werden konnte? Die Antwort ist einfach zu geben, läßt sich aber heute nur schwer verstehen: Der nationalsozialistische Staat ging von Anfang an auf das Ziel los, alle gesellschaftlichen Kräfte einschließlich der der Kirche entweder unter die Macht seiner Führung zu bringen oder auszuschalten. Die Bevölkerung kam ihm dabei, soweit sie bürgerlich war, zunächst entgegen, weil im deutschen Bürgertum nach der Vielfalt der Parteienkonflikte in der Republik – »zersetzendes Parteiengetzänk« genannt –, große politische Sehnsucht nach einer vom Vertrauen aller getragenen Einheitlichkeit bestand und nach der Lenkung aller Kräfte von oben her.

So ging es auch beim Zehlendorfer Verband. Für die Konferenz am 7.07.1933 gab es nur einen einzigen Tagungsordnungspunkt: »Einordnung in die nationalsozialistische Arbeitsfront«. Dieser Schritt stand nicht zur Debatte, sondern alle waren sich klar, daß sie ihn zu gehen hatten. Es ging nur darum, in der größeren Einheit einer vom Staat gelenkten Gesamtorganisation sich nicht selber zu verlieren. In einer eigentümlichen Unbefangenheit, die uns heute frösteln macht, stellte der Vorsitzende Pastor Croßmann mit, der neue Staat beanspruche »Totalität«, deshalb sei der Schritt in die Arbeitsfront notwendig. In enger Verbindung zum Centralausschuß der Inneren Mission sei man aber stark, und der Staat verspreche auch, sich nicht in Konfession und Schwesternschaftliches einzumischen. Also:

*»Unsere überzeugte Anerkennung des neuen Staates und seiner Ideen fordern, daß sich unsere Konferenz nicht gegen die Eingliederung sperrt, sondern freudig in die gemeinsame Arbeitsfront eingliedert.«*

Am gleichen Tag noch wurde im Ministerium alles festgemacht. Aber bitte nicht falsch bewerten: Es ging nicht um Beitritt zur Nazi-Ideologie, sondern zu einer vom Staat kontrollierten Berufsfachgruppe. In der NS-Arbeitsfront gab es eine »Reichsfachschaft Schwestern« unter Leitung einer Oberin Dieckmann, und der trat der Verband bei. Um in dieser Reichsfachschaft nicht auf verlorenem Einzelposten zu stehen, schloß sich der Zehlendorfer Verband 1934 mit dem Kaiserswerther zur »Diakoniegemeinschaft« unter der Leitung von Schwester Auguste Mohrmann zusammen. Damit war die Gefahr aber nicht ganz gebannt. Von jetzt an klang in allen protokollierten

Gesprächen die Sorge durch, die Schwesternschaften der Kirche könnten über kurz oder lang einfach von der NS-Volkswohlfahrt geschluckt oder verdrängt werden. Dies blieb für die ganze NS-Zeit die nie laut ausgesprochene, aber immer durchschimmernde innere Spannung und Angst: Wie weit man als bewußter Deutscher, was damals alle sein wollten, dem NS-Staat in Treue folgen sollte, darüber gab es im Detail keine Einigkeit, obwohl am Anfang dabei so gut wie alle möglichst weit gehen wollten. Aber daß man dem alles vereinnahmenden Totalitätsanspruch des Staates dann doch im Blick auf die Menschen, die den Schwesternschaften von Gott mit dem Auftrag der Diakonie anvertraut waren, zu widerstehen hatte, darin war man sich wieder einig.

Schmerzhaft entstand im Verband aber erst, als der Kirchenkampf sich anmeldete, also der Gegensatz zwischen der Denkweise, Theologie und Politik der »Deutschen Christen« und der »Bekennenden Kirche«, die sich im Widerstand dagegen bildete, im Verband zur Auswirkung kam. An sich bestand in der Inneren Mission stille Einigkeit darüber, sich in dieser Auseinandersetzung etwas zurückzuhalten. Wer primär als Organisation und auch persönlich für das Wohlergehen vieler leidender Menschen verantwortlich ist, deren Geschick finanziell wie auch in den entscheidenden Rechtsfragen gänzlich vom Wohlwollen des Staates abhängt, muß im politischen Kampf vorsichtig sein. Andererseits aber war gerade der in der ganzen Inneren Mission hochangesehene Fritz von Bodelschwingh, der Leiter der Anstalten Bethel bei Bielefeld, mitten in den Kampf hineingestellt worden. Ausgerichtet an seiner Person und Linie drängte die Mehrheit der Inneren Mission jetzt dazu, mit ihren Anstalten und Gruppen möglichst auf Distanz zur sogenannten Reichskirche zu gehen, die unter dem Einfluß der »Deutschen Christen« stand. Mitte September 1934 vereinte man sich zu einem Protestschreiben an den Reichsbischof, das möglichst von allen diakonischen und missionarischen Verbänden unterschrieben werden sollte. Doch nun zeigte sich, daß der Ev. Diakonieverein nicht unterzeichnete, während andere Mitglieder des Zehlendorfer Verbandes nicht nur selber unterschrieben, sondern die Unterschrift im Namen des evangelischen Bekenntnisses vehement von allen und vom Verband in der Person des Vorsitzenden forderten. Damit war der »Kirchenkampf« in den Zehlendorfer Verband eingezogen.

Man kann die Unterschriftsverweigerung des Ev. Diakonievereins sachlich durchaus etwas mitvollziehen. Seine Diakonieschwestern arbeiteten mehrheitlich in staatlichen Häusern, wo sie allein schon dadurch gefährdet waren, daß sie dort als kirchliche Schwesternschaft existierten. Zeichen sol-

cher Gefährdung gerade unter der braunen Herrschaft gab es von Monat zu Monat mehr. Wenn sich jetzt die Leitung der Schwesternschaft politisch exponierte, konnte das leicht der Auslöser von Massenkündigungen durch staatliche Behörden werden, die für den Ev. Diakonieverein lebensbedrohlich werden mußten. Die anderen Mitglieder des Verbandes, die nicht so tief in dieser Situation steckten und den Kirchenkampf auch nicht so sehr in seiner politischen Dimension empfanden, mußten freilich die Weigerung des Ev. Diakonievereins als Votum für die Gegenseite des Kirchenkampfes oder zumindest als Feigheit deuten.

Ganz ohne Befund waren sie dabei nicht. Hinter den ernsthaften Ermahnungen des Vorsitzenden Pastor Großmann, als Werk der Inneren Mission strikte Neutralität im Kirchenkampf zu wahren, stand zweifellos eine verschwiegene Parteinahme für die »Deutschen Christen«. Erschwerend kam indessen hinzu, daß der Ev. Diakonieverein mittlerweile Gerhard Kehnscherper als Pastor für die Schwesternschaft gewonnen hatte, und er ging mit einer solchen Mischung von Elan und Blauäugigkeit daran, in der Schwesternschaft das theologische und das politische Thema in einem zu lösen, dass der Konflikt ausbrechen mußte. »Jesus Christus ist unser Herr, und Adolf Hitler ist unser Führer« Das war seine sehr einfache, aber durchaus ernst gemeinte Formel. Gegen die sogenannten Deutschgläubigen mit ihrer Blut- und Bodenmythologie kämpfte er für die alleinige Herrschaft Jesu Christi mit solcher Entschiedenheit, daß er nie in die NS-Partei aufgenommen worden ist. Aber er meinte eben mit dem damaligen Theologen Friedrich Gogarten, daß Gott den ganzen Raum politischer Herrschaft irdischer Macht zur Gestaltung freigegeben habe und daß deshalb der Nationalsozialismus freies Spiel haben dürfe, solange er die Grenzen zum Glauben der Christen wahrte. Es hat sehr lange gedauert, bis er persönlich gemerkt hat, daß im Totalanspruch der Nazis diese Grenze von Anfang an ausgelöscht war und nur anfänglich verbal zugestanden wurde.

Die Konflikte brachen in der Jahresversammlung am 1. Oktober 1934 offen auf, konnten aber noch einmal gelöst werden. Der Ev. Diakonieverein hatte ja nicht nur für sich selbst das Schreiben der diakonischen und missionarischen Verbände an den Reichsbischof nicht mitunterzeichnet, sondern hatte in der Person des Vorsitzenden des Verbandes diesen Schritt auch für den ganzen Verband unterlassen, außerdem war mittlerweile der Reichsbischof in sein Amt eingeführt worden. Verständlicherweise war diese Feier von der Seite der Bekennenden Kirche ignoriert worden. Man hatte aber bemerkt, daß der Ev. Diakonieverein in der Person von Pastor Kehnscherper teilgenommen hatte, und dieser hatte sich auch in einer Versammlung gegen das Protestschreiben der diakonischen und missionarischen Verbände ausgesprochen. Das mußte nun geklärt werden. Gegen das Vorgehen der

Zehlendorfer Leitung stellten sich vor allem Pastor Hustet, Hannover, Pastor Forck, Hamburg, und Pfarrer Guyot, Darmstadt. Ihnen ging es um die Einheit der Diakonie gegenüber dem Reichsbischof »um des Evangeliums willen«. Sie konnten also eine andere Entscheidung als die ihre nicht hinnehmen und sagten das jetzt deutlich.

Einer heutigen Betrachtung ist deutlich, daß dieser Konflikt damals nicht lösbar war. Es mußte erst noch sehr viel geschehen, ehe alle Augen aufgingen und wieder ein klarer Weg von allen und für alle gesehen wurde. Durch diesen ungelösten Konflikt ist der Verband wenig später dann in eine Lähmung verfallen, die bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 gedauert hat.

Noch einmal aber kommt es zu einer Verständigung – und das deutlich auf der Linie und in der Sorge, in der man sich einig war. Auf der gleichen Jahrestagung wurde über »unsere Eingliederung in die Arbeitsfront« gesprochen, und immer mehr traten für alle die Gefahren in den Vordergrund, die durch die Totalitätsansprüche der NS-Seite auf alle kirchlichen Schwesternschaften zukamen. Diesen Kampf kämpfte natürlich auch Gerhard Kehnscherper für die Schwesternschaften voll überzeugt mit. Man war sich einig darin, daß die theologischen Differenzen den Überlebenskampf der schwesternschaftlichen Diakonie nicht beeinträchtigen durften, und daher mußte die Seite der Bekennenden Kirche paradoxerweise auch zugestehen, daß man dem neuen Staat mit seiner Ideologie in der Praxis so wenig Angriffspunkte wie möglich bieten durfte, sich also so angepaßt wie möglich geben mußte.

### **Da man theologisch nicht mehr zusammenging, gab man sich gegenseitig frei.**

Pastor Pilgram, Evangelischer Diakonieverein, teilte am 23.11.1934 den Mitgliedern des Verbandes mit, wie Zehlendorf die eigenen Schwestern unterweist und schlägt diese Regelung auch dem Verband vor:

1. *Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins als solche betätigt sich nicht im kirchenpolitischen Kampf.*
2. *Die einzelne Diakonieschwester hat die Freiheit, einer kirchenpolitischen Richtung beizutreten oder auch neutral zu bleiben.*
3. *Die Forderung, die für uns alle gilt, ist, daß in aller kirchenpolitischen Meinungsverschiedenheit die verstehende Liebe ihre beherrschende Stellung behalten muß.*

Eine Geschlossenheit des Verbandes sollte es damit im Grundsätzlichen nicht mehr geben. Das ist für die Zukunft wichtig geworden, es hat die Mitglieder auf sich selbst verwiesen und die Unverbindlichkeit des Verbandes vermehrt. Im Augenblick war es die einzig mögliche Lösung, vertreten zuerst durch Pastor Großmann und dann nach seiner Krankheit und seinem Tod im März 1935 durch Pastor Paul Pilgram als neuem und in gutem Sinn ausgleichendem Vorsitzenden. Damit solche Konflikte in Zukunft schneller und kompetent gelöst werden konnten, wurde ein Leitungsausschuß gebildet, der sich in der Sprache der Zeit natürlich »Führerrat« nannte.

Die Ausklammerung der theologischen Frage half zunächst, sich auf die andringenden Gefahren über der Arbeit der Schwestern und damit der Existenz der Schwesternschaften zu konzentrieren. In den Konferenzen dachte man darüber nach, wie man dem Druck der NS-Seite entgegentreten konnte, der sich ständig verstärkte. Die NSV versuchte überall, ihre Leute in offene Stellen zu drücken, und besonders der Ev. Diakonieverein mußte in seinen nichtkirchlichen Häusern hinnehmen, daß NS-Schülerinnen gruppenweise in die Diakonieseminare hineingepreßt wurden. Da das gesamte Pressewesen vom NS-Staat kontrolliert wurde, hatten die kirchlichen Schwesternschaften keinerlei Möglichkeiten mehr, öffentlich auf sich und ihre Ausbildung hinzuweisen. 1935 erlebte der Ev. Diakonieverein die Kündigung seines großen und wichtigen Hauses in Magdeburg-Sudenburg.

## Rückbesinnung – Außendienst – Fusionen

Auf dreierlei Weise hat der Verband mit seinen Mitgliedschwesternschaften sich gegen diese Gefahren zu wehren versucht,

1. *durch Rückbesinnung auf das Wesen des Lebens, des Dienens und der Gemeinschaft aus dem Evangelium,*
2. *durch Darstellung dieser Grundwahrheiten nach außen und*
3. *durch Überlegungen, ob man vielleicht durch Zusammenschlüsse stärker werden könnte.*

Auf der Sitzung des Führerrates im April 1935 referierte Pfarrer Guyot mit dem Ziel der inneren Neuprofilierung der Schwesternschaften. Seine Hauptpunkte sind erstens bewußte Schwesternschaft, die im Glauben und nicht in politischer Motivation gründet (politisch im damaligen Sinn gemeint); zweitens die Herausstellung von Diakonie im Unterschied zu Wohlfahrtspflege (auch im damaligen Sinne gemeint – und doch: wie aktuell!) und drittens das Festhalten an den offenen Aufnahmebedingungen nach Zehlendorfer Tradition im Unterschied zu Kaiserswerth.

Um diese Gedanken den Schwestern vertraut zu machen, wurden jetzt Bibelfreizeiten durchgeführt, deren geistliches Gemeinschaftserlebnis den Schwestern, die an ihnen teilgenommen haben, heute noch im Gedächtnis ist. Für den Ev. Diakonieverein war Pastor Kehnscherper der theologisch-seelsorgerliche Gestalter dieser Freizeiten, während eine Oberin die anderen Themen behandelte und die Leitung hatte. Hier war nunmehr das von der Jugendbewegung erfundene Gemeinschaftsmedium der Freizeit in die Bildungsarbeit der Erwachsenengemeinschaft hinein übernommen worden. Und zu Gerhard Kehnscherper: Solange er sich selbst an die Grenzen seines Amtes hielt, waren seine Zuhörerinnen ganz einig mit ihm und seiner Dynamik.

In der Jahresversammlung Anfang 1937 ging es wieder stürmisch zu. Die allgemeine Lage hatte sich verbessert: Die Versuche der Nationalsozialisten, eine so starke NS-Schwernerschaft zu gründen, daß alle anderen Schwernerschaften aus den Krankenhäusern verdrängt werden konnten, waren gescheitert. Der Zulauf zu den anderen Verbänden blieb stark. Diese konnten sogar, obwohl sie offiziell totgeschwiegen wurden, neue Arbeitsfelder hinzugewinnen. Dafür aber wurde die Gewinnung von Jugend umso wichtiger. Deshalb referierte Oberin Hanna Erckel vom Ev. Diakonieverein über das von ihr ins Leben gerufene Projekt des »Außendienstes«: Mit dem Ruf: »*Diakonie lebt!*« gingen Schwestern in die Gottesdienste und Gruppen der Gemeinden und bezeugten durch Beispiel und Wort, daß der NS-Staat nicht alles geschluckt hatte, sondern die Diakonie der Kirche mitten darin lebte und ihrem Auftrag nachging. Damals haben die Schwesternschaften gelernt, sich selbst zum Instrument der Volksmission zu machen.

Aber nun zum stürmischen Teil der Sitzung: Die Pastoren Guyot (Darmstadt), Forck (Hamburg), Fuckel (Rheinisch-westfälischer Diakonieverein), Hustet (Hannover) und Kramer (Herrenberg) gaben eine gemeinsame Erklärung gegen einen Artikel von Gerhard Kehnscherper in den »Blättern aus dem Ev. Diakonieverein« ab, aber eine Aussprache fand nicht statt; man blieb also bei der Übereinstimmung, hier nicht zueinander zu kommen und doch beieinander bleiben zu wollen.

Im Jahr 1938 tauchte schließlich die Frage auf, ob die Schwesternschaften des Verbandes in dieser Situation nicht sich zu größeren Einheiten zusammenschließen sollten. Der Ev. Diakonieverein machte das Angebot, andere Schwesternschaften in sich hineinzunehmen, allerdings unter der Bedingung, daß die Integration vollständig sein müsse. Die Sache wurde hin und her erwogen, am Schluß kam aber nur heraus, daß Bethesda, Hamburg, Kückenmühle und die Bielitzer Schwesternschaft in den Ev. Diakonieverein übergangen und der Hessische Diakonieverein mit dem Rheinisch-westfä-

lischen fusionierte. Die Frage scheint mehr ein Problem der Leitenden gewesen zu sein, und außerdem konnte sich ein Mann wie Pfarrer Guyot dann doch nicht als weiteren Vereinsgeistlichen in Zehlendorf sehen.

In den letzten Versammlungen vor dem Krieg und im Krieg bis 1942 merkt man zwischen den Zeilen der Protokolle die Anspannung der allgemeinen Gefahr, obwohl der Text direkt dazu nichts aussagt. Die Gedanken und Gemüter wurden von den Dingen außerhalb der Schwesternschaften in Beschlag genommen. Umso wichtiger ist es mir, daß im letzten Sitzungsjahr 1942 intensiv über die Einsegnung nachgedacht wurde. Danach hörte alles auf. Der Krieg nahm sich immer mehr Anteile vom Leben, nahm Menschen, Material, Zeit und Kraft, bis für einen Verband wie den Zehlendorfer nichts mehr übrig war.

## Neuanfang nach dem Krieg

Es dauerte bis 1947, bis der Verband sich wieder zusammenfand. Bis dahin ging jede Schwesternschaft und in ihr jede Schwester für sich durch die schwere Zeit des Zusammenbruchs, des Schocks der deutschen Schuld, der Armut, des Hungers, der Flucht aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße, der Entnazifizierung und der ersten Schritte in der Demokratie unter Aufsicht der Besatzungsmächte im Westen, ebenso wie der ersten Erfahrungen mit einem erzwungenen Sozialismus im Osten. Es gab aber andererseits so viel Befreiendes und Beglückendes in dieser Zeit gerade für Schwesternschaften und ihre Mitglieder, daß viele Schwestern der damals jungen Jahrgänge auf diese Zeit verweisen, wenn man sie fragt, warum sie Schwester in einer Schwesternschaft geworden und geblieben sind. Als alles zusammenbrach, fingen die Schwesternschaften ihre Mitglieder in jeder Hinsicht auf. Da die Not groß war, erwies sich der Auftrag der Diakonie als noch größer und überzeugender denn je.

Die Zusammengehörigkeit mit der Kirche, das Leben aus dem Wort Gottes, die ersten Hoffnungen auf Ökumene, – das alles wurde jetzt erlebt und lud ein zu einem erfüllten Leben.

Als der Zehlendorfer Verband wieder zusammenkam, war für die Mitglieder die Neuorientierung in der Tiefe des gesamten Denkens schon geschehen. Es trafen sich jetzt andere Menschen, auch wenn es die gleichen waren. Nicht alle waren die gleichen; in Kirchenrat Mieth, dem neuen Direktor des Ev. Diakonievereins, hatte der Verband einen neuen Vorsitzenden.

Im Jahr 1947 gab es gute Gründe, wieder zusammenzukommen. Der große Partner, der Kaiserswerther Verband, hatte, so gut es ging, immer kontinu-

ierlich weitergearbeitet. Freilich waren dort eine Rechtsgestalt, eine Dienststelle und ein Vorsitzender vorgegeben. Trotzdem war auch dort die an die Substanz gehende Erschütterung deutlich gespürt und durchlitten worden (vgl. dazu Ruth Felgentreff a.a.O., Seite 120 ff). Sehr aktiv in dieser Zeit war Schwester Auguste Mohrmann; ihre Diakoniegemeinschaft als Band zwischen Schwesternschaften der verschiedenen Prägungen und beim sich sehr bald scharf herausstellenden Wohlstandsgefälle zwischen dem Westen und dem Osten, den Besatzungszonen der westlichen Mächte und der »Sowjetzone«, erwies sich vielerorts als lebendige Hilfs- und Gemeinschaftsbrücke. Das alles und die Erinnerung an frühere Gemeinsamkeit wirkte als Ansporn, auch die Zehlendorfer Verbandsgemeinschaft neu zu beleben.

Die erste Nachkriegskonferenz fand vom 28. bis 30.01.1947 statt, von nun an waren alle regulären Konferenzen mehrtägig. Mit Pfarrer Fritz Mieth hatte der Verband sofort einen neuen Vorsitzenden, der unbefangen von der Vergangenheit sprechen konnte. Schlicht und direkt brachte er zum Ausdruck, daß er für den Verband wie alle Christen in Deutschland »nach Gericht und Gnade« einen Neuanfangsuchte. Pfarrer Guyot sprach nun offen davon, –daß der Hang des Ev. Diakonievereins zur nationalsozialistischen Ideologie in der Person von Pastor Kehnscherper – er nannte aber auch den Namen von Schwester Hanna Erckel – die Verbandsgemeinschaft am Ende so sehr belastet habe, daß man innerlich nicht mehr in der Lage gewesen sei, zusammenzukommen. Wie der Pfarrer Mieth: Unsere Umkehr aus der Schuld muß zu einer neuen geistlichen Substanz führen, also sich in neuen Einsegnungsordnungen, Schwesternregeln, Ordnungen und Satzungen niederschlagen. In den Folgejahren kamen dann tatsächlich die schon Anfang der 30er Jahre spürbaren Bemühungen zum Tragen, den evangelischen Charakter der Schwesternschaften und ihres Verbandes zu stärken. Die Erfahrung, wie in der Katastrophe Deutschlands die Verwurzelung der Schwesternschaften in der Kirche und der Auftrag der Diakonie ganz neue Leucht- und Lebenskraft gewonnen hatten, wurde jetzt in zukunftssträchtige Erkenntnis umgesetzt.

Schon in der Konferenz im April 1948 wurden neue Grundsätze des Verbandes diskutiert und angenommen. Ihr erster behandelte die Diakonie, wie der Verband sich ihr verpflichtet wußte, in einer theologischen Aussage, welche die Diakonie direkt mit dem kirchlichen Auftrag aller Aufträge verband. Diakonie ist »Verkündigung des Evangeliums in der Tat der Liebe«. Im zweiten Satz kehrte der Verband zu der ursprünglichen, für Zehlendorf auf der Linie Friedrich Zimmers gültigen Gewichtung des diakonischen Auftrags zurück: Diakonie an und durch Frauen! Der dritte Satz sprach von der Genossenschaft, der vierte von der Selbstverantwortlichkeit der Schwester, der fünfte von der Einsegnung, der sechste behandelte die Versorgung der

Schwester durch Bareträge und Sachwerte (freie Station), und der siebte die Tracht. Das war alles in allem ein weitgehendes Programm, aus dem hervorgeht, wie stark damals die Einmütigkeit auch in Einzelfragen im Verband war und wie ernsthaft alle Mitglieder an die Neuprägung der Schwesternschaften als Lebens- und Dienstgemeinschaften, die aus dem Evangelium leben wollten, gingen. Der Neuanfang wurde von den jungen Frauen, die damals in großer Zahl eintraten, voll mitgetragen. Unter ihnen waren viele, die ihren Freund oder Verlobten im Krieg verloren hatten und die daher bewußt eine Gemeinschaft suchten, zu der sie ein gültiges und dauerhaftes Ja sagen konnten. Die damals den Schwesternschaften geschenkte Schwesterngeneration hat die Schwesternschaften bis in die 80er Jahre hinein an Zahl und Kraft groß und von innen her stark gemacht. Erst das Dienstende dieser Generation hat die Schwesternschaften sehr schmerzhaft genötigt, ihren Kurs in Richtung des Zeitgeistes zu revidieren.

## Vier langsame Jahrzehnte

Man gestatte mir hier einige Zeilen Gegenwart: Erst die rapiden, sich überstürzenden Entwicklungen aller Dinge, mit denen das letzte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts begann, lehren uns im Rückblick, in einer wie langsamen Zeit wir vorher vier Jahrzehnte lang gelebt haben. Wenn wir jetzt im Sturmwind der Veränderungen manchmal die Orientierung verlieren, wollen wir uns doch erinnern, wie wir vorher unter der Versteinerung der Geschehnisse gelitten haben, zum Beispiel der Mauer durch Berlin und dem Eisernen Vorhang quer durch Deutschland. Der Zehlendorfer Verband hat darunter gelitten.

Zurück in die Darstellung der Geschichte: Nach dem Zweiten Weltkrieg standen sich bald die beiden Supermächte UdSSR und USA einsam gegenüber. Da beide Ziele für die ganze Menschheit hatten, diese Ziele sich aber radikal widersprachen, beide wiederum politisch keine andere Ultima Ratio in der Sprache der Politik kannten als die der militärischen Bedrohung, wußten sie sich nicht anders zu helfen als durch Aufrüstung mit allen Mitteln, Kräften und immer tödlicheren Waffen. Diese grausame Konstellation hatte solch apokalyptische Ausmaße, sie schien so unerbittlich zu einer Katastrophe der ganzen Menschheit hinzuführen, daß sie alles in ihren Bann zwingen und lähmen mußte, wie wir erlebt haben. Erst zusammen mit ihrem abrupten Ende, das für mich immer weiter ein Wunder Gottes ist, fingen die Dinge der Menschheitsgeschichte wieder an zu fließen und wurden nun gleich zu einem Sturzbach.

Freilich bewegte sich trotz des Stillstandes der Politik doch Vieles. Im Windschatten der Machtpolitik zog es bald sehr. Ein Klima der Veränderung

begann zu herrschen im Bereich der allgemeinen Lebenssicht und Lebensart, verursacht durch wirtschaftliche und vor allem technologische Bewegungen und Durchbrüche. In der großen Politik blieb alles stehen und staute sich auf, der Ost-West-Gegensatz, der Nord-Süd-Konflikt und die langsam sich abzeichnende ökologische Gefahr. Doch in der Lebensweise der Menschen änderte sich in diesen vierzig Jahren so viel, daß es zu ganz neuen Haltungen, Gewohnheiten, Erwartungen und auch Ängsten kam. Besonders das Leben der Frauen wurde anders. Stichworte müssen genügen: Ausbildung bis zur Universität für alle, die es wollen; steigende Löhne und damit ein Auto für alle; die »Pille« verspricht allen ein risikoloses Sexualleben; und das Leben wird gepredigt als etwas, was sich abspielt zwischen dem, was Menschen leisten und dem, was sie sich daraufhin leisten können.

Diese Entwicklungen, welchen sich niemand einfach entziehen konnte, mußten für die Schwesternschaften des Zehlendorfer Verbandes je länger je mehr zu einer Gefahr und Herausforderung werden, die bis an die Substanz ging und bis heute geht. Trotzdem sollen sie nicht als erstes behandelt werden. Am Anfang der Darstellung der Nachkriegszeit soll vielmehr die Ost-West-Aufgabe behandelt werden, wie sie als Folge der deutschen Teilung für den Zehlendorfer Verband sich stellte. Danach soll der Weg der westlichen Mitglieder des Verbandes in den vierzig Jahren bis zur »Wende« in Deutschland beschrieben werden. Dann soll die Beschreibung der berufspolitischen Aktivitäten des Verbandes meine Darstellung abschließen.

## In der Sowjetzone und später der DDR

Von 1947 an bis zum Bau der Mauer im Jahr 1961 konnte der Zehlendorfer Verband ungeteilt zusammen tagen und gemeinsam agieren. Schon im Jahr 1947 war das Sophienhaus in Weimar wieder dazugekommen. Also sollte sich eigentlich auch eine gemeinsame Geschichte beschreiben lassen. Trotzdem legt es sich nahe, die Geschehnisse der Schwesternschaften in der sowjetischen Besatzungszone, die dann zur DDR wurde, gesondert zu beschreiben. Nicht nur die DDR bestand ja schon 12 Jahre, als die Mauer in Berlin hochging, sondern auch die Kirche und die Diakonie auf ihrem Gebiet hatten zu der Zeit bereits ihren ganz eigenen Weg genommen, der sich dann parallel zur Geschichte des Staates DDR, zur Geschichte von 40 Jahren ausgestaltete. Wann dieser gesonderte Weg genau begann, läßt sich nicht fest datieren. Doch der Anfang muß sehr früh angesetzt werden. Dabei waren es weniger die materiellen Mittel oder auch die politischen und sozialen Umstände, welche so schnell zu getrennten Wegen zwischen Westen und Osten führten. Im Westen wie im Osten wurde gehungert, wenn auch im Osten spürbar härter.

Die Zerstörung der Häuser, im Westen durch jahrelangen Bombenkrieg, im Osten meistens durch die Zerstörungswalze der letzten Kriegsmonate, war hier und dort gleichermaßen verheerend, ohne daß irgendwo Hoffnung auf Wiederaufbau bestand, überall auch mußten die Deutschen innerlich daran arbeiten, daß sie zwölf Jahre lang unbelehrbar und bis zur Katastrophe für einen Mann marschiert waren, der ein System des Unrechts, der Gewalt, der Grausamkeit und des unmeßbaren Leidens, besonders für die Juden, zustande gebracht hatte. So gesehen waren Westen und Osten in der Nachkriegszeit Deutschlands ziemlich gleich.

Was aber das Geschick der Menschen in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) von vornherein wie unter einen anderen Stern stellte, war einfach die Tatsache, daß dort die Sieger- und Besatzungsmacht »Rote Armee« hieß. Mit ihr waren die »Russen«, die Kommunisten und die Atheisten ins Land gekommen, fremd und bedrohlich. Obwohl die Machtausübung der westlichen Siegermächte in ihren Zonen in der Anfangszeit sich nur wenig von der der Sowjets in der Ostzone unterschied, war der Unterschied im Bewußtsein der Bevölkerung dort, wo Angst oder Hoffnung sitzen, doch durchaus klar: Im Westen würde man trotz Katastrophe und Schuld irgendwann ein Einvernehmen entwickeln können, auf das es hin zu arbeiten galt, im Osten dagegen, würde das nie möglich werden. Dort blieb bedauernswerter Weise nur übrig, dem widrigen politischen Geschick, dem man ausgeliefert war, so gut wie möglich auszuweichen, um überhaupt leben zu können.

Die Mitgliedschwesternschaften des Zehlendorfer Verbandes waren und sind wegen ihrer diakonischen Ausrichtung immer abhängig von Entscheidungen und Entwicklungen der staatlichen Innen- und Sozialpolitik. Nur die Frauenmission Malche ist da im gewissen Maß eine Ausnahme. Alle anderen haben entweder Krankenhäuser oder Pflegeheime zu verwalten, leben von staatlich bezahlten oder vermittelten Stations- und sonstigen Geldern, vermitteln staatlich geregelte Ausbildungen usf. Das unterscheidet sie von religiösen Kommunitäten, die gut leben können, wenn es in der eigenen Gruppe lebendige Glaubenstreue und um die eigene Gruppe herum einen lebendigen Freundeskreis gibt. Kommunitäten brauchen den Staat weder als Freund noch als Feind. Die diakonischen Schwestern- und Bruderschaften dagegen brauchen ihn, auch wenn er als Feind daherkommt. Und hier genau wurde in der Nachkriegszeit sehr schnell der Unterschied zwischen Westen und Osten deutlich. Die Mitglieder aus dem Westen berichteten sehr bald, wie sie, um aus ihrer bedrückenden Lage befreit zu werden, an Behörden herantraten und auch von den entstehenden Organen des neuen Staates um Mitarbeit gebeten wurden. Sowohl die Militärregierungen wie auch die neuen deutschen Behörden im Westen gingen positiv auf die Diakonie und

ihre Dienstgruppen zu. Ganz anders in der sowjetischen Besatzungszone. Von dort konnten die Mitglieder des Verbandes immer nur über ihre schwere Lage berichten und wie sie selber sich zu helfen versuchten. Es war vor allem diese schmerzende Diskrepanz, die schon am Anfang mehr psychologische als materielle Substanz hatte, die im Westen die Bereitschaft zur Hilfe und zur Patenschaft im Osten weckte.

Anfang der 50-Jahre sah es für die Diakonie in der neuen DDR sehr düster aus. In dieser Zeit setzten es sich die sozialistischen Regierungen der CSFR und auch Ungarns zum Ziel, die Einrichtungen und Gemeinschaften der kirchlichen Diakonie in ihren Ländern gänzlich auszuschalten, und sie haben dieses Ziel auch erreicht. Die Stimmung in der DDR war von politischer Seite her ähnlich. Der Druck auf die Diakonie war hier gleichfalls stark. Und doch hat die Regierung der DDR den entscheidenden Schritt der Auflösungen des Verbandes nie getan. Hierüber Forschungen anzustellen, wird eine wichtige und spannende Aufgabe sein. War den Mächtigen in Pankow der Anteil der kirchlichen Diakonie am Gesundheits- und Sozialwesen zu groß, als daß sie meinten, ihn einfach schlucken zu können? Machten sie schon einen Unterschied zwischen der kultischen Religion, die ihnen doch »Opium für's Volk« war und dem sozial pflegerischen Engagement der Christen, das sie tolerieren wollten? Später war das eindeutig so, die Annäherung des Staates der DDR an die Kirche begann bei der Diakonie. Aber so früh? Es wäre interessant, hier mehr zu wissen.

Tatsache ist, daß es dort, wo nicht die Ideologie herrschte, sondern die Fachleute mit ihrem pragmatischen Denken den Ausschlag geben, bald zu Ausnahmeregelungen kam, die den Gemeinschaften der Diakonie einen Sonderstatus und damit eine Lebensmöglichkeit einräumten. Im Jahr 1951 berichteten die Ost-Mitglieder von der neuen, für alle Bürger der DDR obligatorischen Sozialversicherung. Sie berichteten aber gleichzeitig von der »Macherverordnung«, welche die geistlichen Lebensgemeinschaften von der Sozialversicherung freistellte, wenn sie eine volle Versorgung ihren Mitgliedern zusagen konnten. Die Mitglieder des Verbandes in der DDR sind damals auf dieses Angebot eingegangen, hatten aber freilich noch keine Ahnung, welche Verpflichtungen mit dieser Zusage auf sie zukommen würden. Diese Verpflichtungen gegenüber den alten Schwestern wurden nachher von Jahr zu Jahr stärker, bis sie schließlich auch die diakonischen Schwesternschaften in die allgemeine Sozialversicherung hineinnötigten.

Im gleichen Jahr unternahm die DDR die erste grundlegende Neuordnung der Ausbildungsgänge im Gesundheitswesen einschl. der Krankenpflege. Der Staat richtete Fachschulen ein mit gegliederten Ausbildungsgängen, die

bis zur Universität führen sollten. Von den christlichen Krankenpflegeschulen war keine Rede mehr. Sie waren dem Wortlaut des Gesetzes nach von nun an illegal. Aber sie wurden nicht geschlossen, sondern machten einfach weiter, und ihre Ausbildungsabschlüsse wurden ohne Einwände vom Staat anerkannt; – ein für die DDR typischer Zustand. Es gab viele solcher Gesetze, die nicht angewandt wurden, aber Unsicherheit verbreiteten, weil sie angewandt werden konnten.

Das Protokoll der Konferenz von 1959 enthüllt die ganze paradoxe Zweigleisigkeit. Von Weimar her und als Erfahrung aller ausgesprochen steht da der Satz: »*Man spürt überall den Widerstand der Regierung gegen die konfessionellen Schwestern.*« Offenkundig wollte der Staat den kirchlichen Schwesternschaften mit einer Politik der tausend Nadelstiche das Leben zuerst unleidlich machen und dann nehmen. Andererseits wird in der gleichen Konferenz berichtet, daß der Staat der Diakonie Anträge machte, sie stärker in der Pflege Schwerstbehinderter zu engagieren. Diese Pflege konnte ja marxistisch nicht motiviert werden, weil sie für die »Produktion« nichts erbrachte. Also war die Diakonie der Kirche auf diesem Gebiet willkommen. Hier setzte offenkundig das Umlernen des Staates ein.

Die Schikanen gingen trotzdem weiter. Sie nahmen jetzt immer deutlicher die Richtung, den Schwesternschaften nicht mehr ans Leben selbst zu gehen, weil sie durch ihren Dienst ihren eigenen Wert auch im »sozialistischen Aufbau« längst bewiesen hatten. Die Maßnahmen konzentrierten sich jetzt darauf, ihnen ihren eigenen Charakter als Genossenschaft zu nehmen. Ein sozialistischer Staat im Sinne des »realen Sozialismus« definiert sich allein und exklusiv als Genossenschaft aller Bürgerinnen und Bürger. Er kann es nicht dulden, daß es in ihm noch andere Genossenschaften mit eigenen Rechten gibt. Staatliche Kollektivierung und soziale Vereinzelung bedingen einander hier. Um die Schwesternschaften dem allgemeinen Muster anzupassen, griff der Staat nach dem einfachsten und ältesten Mittel, nach dem Geld, und das hatte er ja in der Hand.

Noch finanzierten sich die Schwesternschaften mit ihren Schwestern weithin über Gestellungs- oder Stationsgelder, die sie von den Trägern der Einrichtungen bekamen, in denen die Schwestern arbeiteten. Im sozialistischen Wirtschaftssystem kamen diese Gelder alle vom Staat. Nun wurde den Schwesternschaften der Vorwurf gemacht, sie enthielten einen Teil der allein für die Schwestern gezahlten Beträge diesen vor. Erst wenn alle gezahlten Beträge voll an die Schwestern weitergegeben würden, oder besser noch: erst wenn alle Schwestern in Einzelverträge mit der Einrichtung ihres Dienstes übernommen würden, sollten Verhandlungen über verbesserte Gehaltszahlungen möglich sein. Dieser Kampf hat lange angehalten, an seinem

Ende aber mußten die Schwesternschaften nachgeben. Es ging ja nicht nur um die regelmäßigen Gehaltszahlungen, sondern auch um die Altersversorgung der Schwestern, die nicht eine der Schwesternschaften, entgegen ihrer Zusagen, aus eigenen oder kirchlichen Mitteln gewährleisten konnte.

1961 war das Jahr der Mauer. Von nun an mußten die Mitglieder im Westen und die Mitglieder im Osten des Verbandes getrennt tagen, mußte der Ost-Teil sich sogar getrennt konstituieren. Davon gleich mehr.

Die Entwicklung des sozialistischen Systems in der DDR wurde, geschützt durch die Mauer, ab 1961 forciert. 1962 kam das Berufslenkungsgesetz, das die freie Berufswahl für die Jugend praktisch aufhob. Ein Jugendgesetz und ein Schulgesetz folgten. Die Eingliederung der Jugend in die sozialistische Ausbildungs- und Produktionsplanung war jetzt so perfekt, daß es vom Gesetz her unmöglich schien, die Jugend außerhalb der staatlichen Lenkung überhaupt anzusprechen und zu sammeln.

Doch all das wendete sich nicht mehr gegen die Diakonie und ihre Gruppen. Zunächst kam die Jugend trotzdem in die Ausbildungsstätten der Diakonie. Das kirchliche Leben in der DDR war eigentümlicherweise durch den Mauerbau stärker geworden. Die Diakonie rückte noch näher an die Kirche heran. Die von der Kirche erfaßte Jugend aber suchte, je stärker staatliche Lenkung zugriff, desto entschiedener Wege, sich dem Dirigismus des Apparates zu entziehen. Die Angebote der Kirche samt den Ausbildungsangeboten der Diakonie waren nun im ganzen Land der einzige Ort, der frei war von der Kontrolle des Staates – wie wir heute wissen: relativ frei.

Bis heute muß erstaunen, daß der Staat der Kirche und der Diakonie diesen kontrollfreien Raum zugestanden hat. Er wurde am Ende der DDR sehr wichtig für den Gang der Dinge. Die Führung der DDR hielt offenkundig die Kirche immer mehr für ungefährlich und sah in der Diakonie zunehmend einen Partner im pflegerischen und therapeutischen Feld. Das verhalf den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Diakonie zu einem erfreulichen Lebensumstand. Um sie herum bildete sich so etwas wie eine Atmosphäre unbehelligter Freiheit. Sie lebten wie in einem Schlupfwinkel, wo niemand sie störte, sie selber zu sein. In der DDR war das bei der sonstigen Allgegenwart des Staates und seiner Ideologie ein Gottes Geschenk. Mit Dank zu Gott und zur Ehre auch der Gemeinschaften der Diakonie in der DDR kann gesagt werden, daß sie diese Verschonung nicht zur Selbstgenügsamkeit und zu einem gemütlichen Leben genutzt haben. Man hört heute nach dem Ende der DDR oft, daß die dortige Planwirtschaft und Bürokratie den Menschen in den Produktionsstätten im Effekt die Arbeit abgewöhnt habe. Von der Diakonie kann man das nicht sagen; da ist unter äußerst schweren Umständen und bei beinahe täglichen Ausfällen von Material und-Materialersatz schwer gearbeitet worden, um dem Auftrag

Gottes gerecht zu werden, – und was beinahe mehr bedeutet: es ist auch fröhlich gearbeitet worden.

Andererseits bleibt es dabei: Der Staat der DDR hat die Diakonie gefördert und auch verschont. Daß überall die Bauten verrotteten, wenn nicht mit westlicher Hilfe etwas Neues errichtet werden konnte, darf nicht negativ zählen, denn die Bauten des staatlichen Sozial- und Gesundheitswesens verrotteten ebenso. Aber von 1964 an war es endgültig geregelt, daß die den Krankenhäusern und Heimen der Diakonie entstehenden Selbstkosten vom Staat ersetzt wurden. Ebenso kam es damals schon zu einer Ausbildungsvereinbarung, welche die diakonischen Ausbildungsstätten endgültig aus dem Zustand »nicht anerkannter Anerkennung« herausbrachte. Die Veranordnungsverordnung, mit der der Staat Anfang der 70er Jahre die Kirche in arge Bedrängnis brachte, hat der Diakonie keine großen Schwierigkeiten bereitet. Und als die DDR Mitte der 70er Jahre endgültig die Ausbildung im Gesundheitswesen durch vierjährige Fachschulen regelte, die nun keine Ausnahmen neben sich mehr dulden sollten, kam es nach einer Anfrage der Diakonie und nach Verhandlungen zu der Vereinbarung, daß die bisherigen Krankenpflegeschulen der Diakonie gewissermaßen Enklaven in der staatlichen Fachschule bilden konnten, so daß am Ende die staatliche Seite oft mehr Befürchtungen im Blick auf die gut motivierten Gruppen in der kirchlichen Ausbildung hatte, als die Diakonie Angst vor einer ideologischen Beeinflussung ihrer Jugend in der Ausbildung haben mußte. Als Ironie und gewissermaßen scherzhaft List Gottes bleibt zu erinnern, daß die staatlichen Stellen damals die Diakonie benötigten, im Pflegevorjahr vier Wochenstunden kirchlicher Glaubenskunde einzubauen, um ein »Gleichgewicht« gegenüber den vier Wochenstunden Marxismus/Leninismus in den staatlichen Schulen zu haben.

Als in den 60er Jahren die Angriffe des Staates auf die evangelische Kirche wegen ihrer Verbindung zur »NATO-Kirche« in der Bundesrepublik auf hohe Touren kamen, hat das die Häuser und Gemeinschaften der Diakonie, trotz ihrer immer stärker gewordenen Verbindung mit der Kirche, wenig berührt. Als weiterhin immer mehr Menschen, die einen Ausreiseantrag gestellt und deshalb ihre Arbeitsstelle verloren hatten, Unterschlupf in Einrichtungen der Diakonie suchten, hat auch das erstaunlicherweise das Verhältnis zum Staat nicht ins Unerträgliche hinein belastet. Und als sehr viele Mitarbeiter der Diakonie und auch Mitglieder der Brüder und Schwesternschaften am ersten versuchten Protest gegen die alleingültige Meinung des Staates sich beteiligten, nämlich im Engagement für Frieden und Abrüstung (*»Schwerter zu Pflugscharen!«*), wurde auch das im ganzen vom Staat geschluckt; nur in Einzelfällen kam es zu Durchsuchungen und kürzeren Verhaftungen. So hatte am Ende der Staat der DDR doch etwas davon ge-

lernt, daß die Diakonie mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ihm trotz der weltanschaulichen Gegensätze wichtig war.

Unter der Hand, bei den einzelnen Menschen, ging derweil eine Entwicklung ganz ähnlich der im Westen vor sich. Gerade weil der Staat das ganze Gebiet der Öffentlichkeit und der Wirtschaft mit seinen Schlagworten und Aktivitäten besetzte, suchten die Leute ihren wahren Lebensinhalt immer mehr im Bereich des eigenen Privatlebens. Das »WIR« wurde pausenlos vom Staat getrommelt, wie sollten die Bürgerinnen und Bürger dieses Staates, auch die Christen, da nicht ihre Zuflucht beim »ICH« finden? Wie sehr das der Fall war, zeigte sich beim Zusammenbruch der DDR, als der anfängliche und begeisterte Ruf *»Wir sind das Volk!«* der Mehrheit sehr schnell zum Ruf wurde *»Wir sind ein Volk«*, wobei der Blick der meisten schon deutlich auf die D-Mark fiel, mit der die Ausstattung des eigenen Privatlebens ganz neue, eben westliche Dimensionen anzunehmen versprach.

## Der Verband für evangelische Diakonie in der DDR

Wenn eben gesagt wurde, die Angriffe des Staates gegen die evangelische Kirche wegen ihrer Verbindung zum Westen habe die Diakonie in der DDR größtenteils ausgenommen, so gilt das nicht im Blick auf übergreifende Dachverbände, und ein solcher ist ja der Zehlendorfer Verband. Ohne damals direkt angegriffen und offen beeinflußt zu werden, mußten die Leitenden Brüder und Schwestern sich fragen, wie sie als westöstliche Organisation zu den staatlichen Angriffen sich stellen sollten. Es kam hinzu, daß es ein Gesetz gab, nach dem ein Bürger der DDR nicht Mitglied einer Organisation sein durfte, die ihren Sitz außerhalb der DDR hatte. Diesem Gesetz zufolge war die Bezeichnung »Zehlendorfer Verband« schon in sich illegal. Im Jahre 1969 gab die Kirche dem staatlichen Druck nach und formierte sich im Gebiet der DDR als »Bund der evangelischen Kirchen in der DDR«, behielt aber die viel zitierte und für das Leben beider Seiten sehr wichtige »besondere Verbindung« zur »evangelischen Kirche in Deutschland«, die von jetzt an faktisch nur eine evangelische Kirche in der Bundesrepublik und West-Berlin war. Welchen Niederschlag fand diese Entwicklung im Zehlendorfer Verband?

Nach dem Bau der Mauer empfanden es auch die Mitglieder im Westen als immer schwerer, zu den separaten Treffen in Ost-Berlin, als »Zehlendorfer Verband« von Zehlendorf aus, einzuladen. Ab 1964 lud dann Kirchenrat Laudien, der Direktor der Hauptgeschäftsstelle der Inneren Mission des evangelischen Hilfswerkes in der DDR, als »Bevollmächtigter des evangelischen



Diakonievereins«, zur Sitzung des »Verbandes« ein. Damit hatte das für jede Organisation wichtige Einladungsrecht seinen Sitz schon im Osten. Im Jahre 1965 verschickte Kirchenrat Laudien mit dem Briefkopf »Evangelischer Diakonieverband« eine Einladung zu einer Sitzung am 27. August in Ludwigslust, in der die Neufassung der Satzung und der neuen Leitsätze des Zehlendorfer Verbandes besprochen werden sollten. Beides waren Texte, die im Westen noch für den ganzen Verband ausgearbeitet worden waren. Die Sitzung mußte dann ausfallen und wurde im Winter in Ost-Berlin nachgeholt. Satzung und Leitsätze wurden kurz nacheinander im Westen und im Osten beschlossen, und am Beschlußtag wurde auch in Ost-Berlin das Jubiläum des Verbandes mitgefeiert. Der Westen hatte von nun an in den meisten Angelegenheiten bei der Korrespondenz schon eine Versandliste nur für die westlichen Mitglieder. Solche Schreiben gingen von Zehlendorf dann nachrichtlich auch an Kirchenrat Laudien und Frau Oberin Schulze in der Verwaltungsstelle des Ev. Diakonievereins in Magdeburg. Dieses Verfahren spielte sich in den folgenden Jahren ein. Praktisch war die in der DDR lebende Gruppe des Verbandes nun schon separat und an die Hauptgeschäftsstelle in der Schönhauser Allee angeschlossen und organisiert. Allein Frau Oberin Schulze in Magdeburg blieb bis in die 70er Jahre hinein bei der Bezeichnung »Zehlendorfer Verband«. In der West-Konferenz des Verbandes im Jahr 1972 berichtete der Vorsitzende von Überlegungen der Geschäftsstelle in Ost-Berlin, »in der DDR für die nicht im Kaiserswerther Verband erfaßten Schwesternschaften gemeinsam eine Mitgliedschaft in DIAKONIA anzustreben«. Der Name der zu gründenden Organisation: »Verband für evangelische Diakonie«.

Es ging den Schwestern und Brüdern in der DDR also nicht nur um ihre eigenständige Darstellung als Organisation gegenüber dem westlichen Verband mit dem Ziel, gerade auf diese Weise wieder in voller Verbindung zu sein, sondern es ging ihnen auch darum, ihre eigene Mitgliedschaft im Weltbund DIAKONIA beantragen zu können. Über die Westverbände hätten sie bei der Haltung des Staates niemals an einer DIAKONIA-Konferenz teilnehmen können. Durch eigene Konstituierung ist ihnen das möglich geworden, und wieviel hat den Schwestern, die in Zukunft die wunderbare Erfahrung einer weltweiten Konferenz machen konnten, dies bedeutet. Damit war der Zehlendorfer Verband praktisch als Organisation geteilt und hat doch seine Gemeinschaft gerade über den Eisernen Vorhang und die Mauer in Berlin hin niemals aufgegeben. – Man mag sich mit Recht darüber wundern, daß diese Entwicklung über so viele Jahre und dem ganzen Recht diffus verlaufen ist. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß das alles in der DDR keine juristischen Schritte im strikten Sinn gewesen sind. Solche müssen immer schnell und exakt erfolgen. Hier ging es aber mehr darum, durch Abtasten aller Möglichkeiten einen Weg zu finden, einerseits weiterhin zu sein und zu

tun, was man wollte, dies aber andererseits in den vom Staat vorgegebenen und meistens sehr unklaren Situationen.

## Die Entwicklung im Westen: Wohlstand und Glaubensstand

Nun soll die Geschichte des Zehlendorfer Verbandes im Westen des Landes beschrieben werden. Auch hier muß ich zwischen dem Verband als solchem, d.h. eigentlich den Jahreskonferenzen einerseits und den Mitgliedern und ihrem Ergehen andererseits, hin- und herwechseln. Zur Gesamtkennzeichnung dieser Geschichte nenne ich vier Punkte.

### 1. Das Zeitalter des Interessenverbandes

In der Zeitperiode der Entstehung der Schwesternschaften war es für Krankenschwestern ebenso geläufig, zu einer Schwesternschaft zu gehören, wie es heute geläufig ist, einem Interessenverband anzugehören. Man mußte nicht, aber die Mehrheit der Schwestern gehörten einer Schwesternschaft an und brauchten dies nicht zu erklären. Was eine Schwesternschaft war, war bekannt und klar. Ebenso muß man heute nicht einem Interessenverband angehören. Man muß als Arbeitnehmer nicht zu einer Gewerkschaft gehören, als Bürger nicht zum Bund der Steuerzahler, als Kraftfahrer nicht zum ADAC. Aber die meisten sind Mitglieder oft mehrerer solcher Verbände und brauchen das nicht zu erklären, weil das Warum und Wozu bekannt ist.

Je weiter sich nun das Zeitalter des Interessenverbandes ausbreitet und je tiefer die Menschen durch das dazugehörige Denken geprägt werden, desto schwerer wird es zu erklären, was eine Schwesternschaft ist. In das Schema des Interessenverbandes paßt sie einfach nicht hinein. Ein Verband tritt für ein Interesse gegen das Interesse konkurrierender anderer ein, eine Schwesternschaft dagegen verknüpft die konkurrierenden Interessen ihrer Mitglieder miteinander. Ein Verband spezialisiert sich auf einen einzigen Lebensausschnitt, die Arbeitsbedingung, die Steuer, das Hobby, neuerdings sogar das humane Sterben. Eine Schwesternschaft dagegen umschließt das ganze Leben, die Arbeit und die Freizeit, die Jugend und das Alter, weit ins Private hinein. Vom Standpunkt des Verbandzeitalters muß das als »totale Vereinnahmung« gebrandmarkt werden, und diese Anklage klingt lauter als der Hinweis der Schwesternschaften auf die Freiheit, die wir Menschen erst erleben, wenn wir unser Leben ganz miteinander teilen. – Jedenfalls ist klar, daß Schwesternschaften im Zeitalter des Interessenverbandes ein schweres Leben haben. Sie sind ja nicht zu klein und auch nicht zu ungebunden, daß

sie ihre Koffer packen und gemeinsam in ein Schwarzwaldtal ziehen könnten, um da ungestört von der Außenwelt zu leben, wie sie es wollen. Sie sind und bleiben der Öffentlichkeit verbunden, und es ist klar, daß sie im Zeitalter des Interessenverbandes ein schweres Leben haben.

## 2. Gewandelte Spiritualität

In der Zeit, als die meisten Schwesternschaften der Diakonie entstanden, hatte die Kirche einen relativ festen Stand in dem Teil der Bevölkerung, aus dem der Nachwuchs der diakonischen Dienstgruppen mehrheitlich kam. Die Menschen waren keine besseren Christen, aber sie waren eingeübt in einer gemeinsamen christlichen Lebensordnung oder waren doch wenigstens darauf ansprechbar. Für die Kirche kam das in der Vereinigung zweier Worte in einem Begriff zum Ausdruck: Volk und Kirche, Volkskirche. Damals mußten Mädchen keine fertigen Christen sein, um den Weg in eine christliche Schwesternschaft zu finden. Sie mußten nur bereit sein, es zu werden.

Was ist inzwischen geschehen? Kurz gesagt: Der Satz »Religion ist Privatsache« hat seinen Siegeslauf vollendet. Er ist vor 250 Jahren als politisches Mahnwort an die Fürsten auf die Reise gegangen, um den Religionskriegen und der gegenseitigen Gängelung von Staat und Kirche ein Ende zu machen. Hinzu kam, daß viele Eltern dieser Jugendlichen als Spur der vergangenen Notzeit mit dem Wunsch lebten: mein Kind soll es einmal besser haben! Dieses alles kam in den 50er Jahren zusammen als immer schmerzlicher werdender Nachwuchsmangel aller deutscher Krankenpflegeschulen. Er hat auch die Schwesternschaften begleitet und geprägt bis in die 70er Jahre hinein. Jetzt ergab sich eine ganz andere Konstellation. Die Jahrgänge der Jugend im Alter der Berufswahl wuchsen stark an. Gleichzeitig hatten die aufregenden Strömungen der Jahre seit 1968 dafür gesorgt, soziale Themen und Aufgaben in den Vordergrund öffentlicher Aufmerksamkeit zu stellen. Was niemand mehr für möglich gehalten hatte, erfüllte sich jetzt: Die Ausbildungsstätten für soziale und pflegerische Berufe füllten sich bis dahin, daß geeignete Bewerberinnen und Bewerber ausgesucht werden konnten. Dieser überraschende Wechsel veränderte die Situation im Feld sozialer und pflegerischer Berufe von Grund auf. Der schöne Zustand dauerte wiederum etwas mehr als zehn Jahre. Mitte der 80er Jahre kamen als Ergebnis des »Pillenkicks« die Einzelkinder als Mehrheit ihrer Generation ins Alter der Berufswahl. Gleichzeitig brauchte die Wirtschaft in Folge der Revolution durch die Mikroelektronik erneut mehr Auszubildende, als sich meldeten, außerdem hatten die Universitäten für einen immer größeren Teil der Jugend Anziehung gewonnen. Die klare Folge ist, daß, wie in allen sozialen Beru-

fen und der Krankenpflege, auch die Schwesternschaften mit ihren Ausbildungsstätten einen schmerzlichen Mangel an Nachwuchs spüren.

## Von 1950 bis 1990

Im Folgenden will ich den Stoff nicht mehr thematisch ordnen, sondern mich an die Entwicklung halten, wie sie in der Folge der Jahreskonferenzen sich protokollarisch niedergeschlagen hat. Hoffentlich wird dabei deutlich werden, wie der Verband in seinen Konferenzen stetig versucht hat, den eben genannten Tendenzen der Zeit gegenzuhalten und doch das Wesen und den Auftrag schwesternschaftlicher Diakonie mitten in diese Zeit mitsamt ihren Tendenzen hineinzustellen. Daß dazu eine starke Besinnung auf das Evangelium notwendig sei, wurde schnell deutlich. Bei dieser Besinnung war zu allen Zeiten äußerst hilfreich, daß die Frauenmission Malche durch dick und dünn ein treues Mitglied des Zehlendorfer Verbandes geblieben ist. Nach dem Rückgang ihrer Schwesternschaft hätte sie leicht woanders Anschluß suchen und auch finden können, doch was geht über alte Freundschaft? Daß unter allen Mitgliedern, die meistens primär ihre Sorgen im Feld sozialer Berufe hatten und haben, eines sitzt, das Erfahrungen vermittelt, die eine Bibelschule mit jungen Menschen macht, war für den Verband als ganzen immer segensreich.

Im Jahre 1949 wurde der Zehlendorfer Verband als Mitglied in den Weltbund DIAKONIA aufgenommen. Diese Mitgliedschaft hat bis heute große Bedeutung für den Verband selbst und seine Mitglieder, aber auch für den Weltbund, denn es ist gut, daß, neben dem Mitglied Kaiserswerther Verband mit seinen traditionsreichen Diakonissen, den sehr eigenständigen Frauen aus den englischen und amerikanischen Mitgliedsverbänden als deutsches Mitglied auch der Typ der Zehlendorfer Schwestern begegnet. Es hat nach der Aufnahme bei DIAKONIA nur 14 Jahre gedauert, bis das Heimathaus des Ev. Diakonievereins als Gastgeber zu einer internationalen Konferenz eingeladen hat (1963).

Bereits im Jahr 1951 wird protokolliert, daß die Jugend immer weniger Verständnis für Schwestertracht mitbringt. Deutlich beginnen schon zu dieser Zeit die Anfragen an die »traditionellen Schwesternschaften«, sich doch bitte »moderner« zu geben in der Führung und Versorgung ihrer Schwestern. Die Stationsgelder und Gehälter beginnen von hieran zu steigen, wobei die verschiedenen Mitglieder sich unterschiedlich orientieren. Der Ev. Diakonieverein empfiehlt die Ausrichtung an den Beamten, während der Hess. Diakonieverein sich schon bald am Tarif orientieren wird.

Trotz aller Kritik an den Schwesternschaften aus der Öffentlichkeit und auch aus der Kirche blieb das Modell der Schwesternschaft noch eine Zeitlang maßgeblich auch bei denen, die sich eigentlich davon befreien wollten. Alles redete von jetzt an von der »freien« Schwester, aber so ganz frei wollte man dieses interessante Wesen nun doch wieder nicht haben. Die Kirche überlegte sich, wie diese Schwestern betreut werden könnten, welche doch gerade sich der Betreuung entzogen hatten. Das ging so bis in die 60er Jahre. Es kam sogar eine kirchliche Zeitschrift mit dem kessen Titel »Schwestern-Revue« heraus. Und an vielen Krankenhäusern, aus denen sich die Schwesternschaften der Mutterhäuser hatten zurückziehen müssen, wurden von emsigen Verwaltungsdirektoren und Pfarrern hauseigene, manchmal auch regionale Schwesternschaften gegründet. Man war darin sehr zeitnah, daß man meinte, für diese Gründung sei nichts weiter als ein Verwaltungsakt nötig. Nun, alle diese Versuche haben nicht lange gedauert, aber die »alten« Schwesternschaften, denen damals ein baldiges Ende vorausgesagt wurde, sie gibt es heute noch.

Natürlich waren diese Angriffe nur das Oberflächengekräusel einer Tiefenströmung der Zeit, mit der der Verband sich auseinandersetzen mußte. Alles wies jetzt in eine Zukunft, in welcher die Schwesternschaften nicht mehr die Normalität, sondern eine Minderheit im Beruf sein würden, die mit immer weniger vorgegebenem Verständnis rechnen könnten. Darauf mußte man sich einstellen. Ende der 50er Jahre tat der Verband das mit einer Besinnung, welche am besten mit einem Satz von Pfarrer Mieth, dem Vorsitzenden des Verbandes, ausgedrückt werden kann: »Nur das Evangelium hat in sich die Kraft der Gemeinschaftsbildung, die die Zeiten überdauert.« Auf dem Weg in die Rolle als Minderheitsgruppe wurde also – und das gilt bis heute – sowohl Orientierung als auch Kraft aus der Bindung an das Evangelium gesucht und gefunden. In den zukünftigen Jahren wurde immer wieder das Problem der Gemeinschaft auf die Tagesordnung gesetzt, hier schon 1959 durch Pastor Quantz vom Friederikenstift Hannover, und dies kontinuierlich bei aller Einbeziehung soziologischer und psychologischer Argumente, doch ausgerichtet am Evangelium.

Es half dabei sehr, daß in dieser Zeit Helmut Claß für die Herrenberger Schwesternschaft an den Konferenzen teilnahm. Er hat damals die gemeinsamen Arbeiten in ihrer theologischen Ausrichtung sehr stark mitbestimmt. So referierte er 1959 über Einsegnung und als Folgeschritt 1960 über den biblischen Begriff des Segnens überhaupt. Schon seit 1956 stand der gemeinsame Abendmahlsgottesdienst am Anfang der Konferenztage.

Die geistliche Intensivierung der Arbeit der Konferenz im Blick auf die öffentliche Situation, in welcher der Wind den Schwesternschaften immer

mehr ins Gesicht blies, fand ihren Niederschlag in den »Leitsätzen« des Zehendorfer Verbandes, die 1965 angenommen wurden. Pfarrer Claß hatte den wesentlichen Anteil an ihrer Formulierung, den Kommentar schrieb Pastor Neubauer, der seit 1963 im Ev. Diakonieverein mitarbeitete. Mittlerweile hatte, nach dem plötzlichen Tod von Kirchenrat Mieth, Pfarrer Dr. Bellardi, als kommissarischer Direktor des ev. Diakonievereins, den Vorsitz übernommen. Ihm lag sehr

1. an der Intensivierung der theologischen Arbeit,
2. an der Gewinnung neuer Mitglieder und
3. daran, das Verbandsbewußtsein durch verstärkte Information und gegenseitige Beratung zu intensivieren. Die theologische Arbeit fand auch bald Ausdruck in einer Sonderkonferenz 1966 in Köln/Michaelshoven über das Thema Gemeinschaften. Eine ähnliche Sonderkonferenz fand später noch einmal in München/Ottobrunn statt.

Als neue Mitglieder des Verbandes konnte 1965

1. die *Johanniterschwesternschaft in Bonn*,
2. der *Ev. Kölner Schwestern- und Pflegerverband (so die heutige Bezeichnung) und*
3. die *Ottobrunner Diakonie-Schwernerschaft*

hinzugewonnen werden. So war die Konferenz von 1965 für die Geschichte des Verbandes von besonderer Bedeutung. Die neuen Mitglieder konnten deshalb gewonnen werden, weil mittlerweile die Wendung zur Vielgestaltigkeit offenkundig geworden und auch akzeptiert worden war. Viel später erst stellte Pastor Warns als Vorsitzender fest, daß die im Jahr 1965 beschlossenen Leitsätze für die Mitglieder des Verbandes keine Zielposition, sondern eine Ausgangsposition markierten, von der die Mehrheit der Mitglieder sich wegen der für sie wesentlichen Umstände immer weiter entfernt hätten. Im Rückblick ist zweifelsfrei festzustellen, daß die Leitsätze bei aller Qualität bereits im Jahr ihres Beschlusses mehr Einheitlichkeit vorgaben, als faktisch noch gegeben war. Andererseits hat die Vielgestaltigkeit des Verbandes, die sich immer weiter entwickelte, unsere Zusammenkünfte über die ganze Zeit hin eher befruchtet und lebendig gemacht, als daß sie ihnen Schaden zugefügt hätte. Jedes der neuen Mitglieder hat seit ihrem Eintritt Wesentliches zum Leben des Verbandes beigetragen. Bezeichnend ist vor allem die Entwicklung des neuen Mitgliedes aus Köln. Die Gründung war eine der vielen Maßnahmen gewesen, wodurch in der Kirche und der Diakonie der Schwund der traditionellen Schwesternschaften, vor allem der Mutterhäuser, durch eine neuartige Initiative aufgehalten werden sollte. Daher der Ausdruck »Verband« im Namen, anfangs auch mit der Kennzeichnung »freier Verband«. Dann

aber hatte sich schnell herausgestellt, daß die Schwesternschaft als eine an das Evangelium gebundene Gemeinschaft sich entscheiden mußte. Entweder sollte die im Evangelium gegebene Freiheit gelten oder die unverbindliche Freiheit des allgemeinen Verständnisses. Indem die Schwesternschaft sich für die Freiheit im Sinne des Evangeliums entschied, war ihr Weg zum Typ der Schwesternschaft Zehlendorfer Prägung vorgezeichnet.

1969 übernahm dann Pastor Warns den Vorsitz, nachdem Pastor Dr. Belardi pensioniert worden war. Die Entwicklung der Schwesternschaften zu Minderheitsgruppen ging weiter und in ihrem Zusammenhang mußten jetzt sehr handfeste Probleme angegangen werden. In den Häusern, in denen die Schwestern lebten und arbeiteten, etablierten sich, parallel zu Betriebsräten und Personalvertretungen, die Mitarbeiter als Mitarbeitervertretung. Diese kamen schnell aus dem Anfangszustand der Zaghaftheit heraus und beanspruchten ihre Rechte auch gegenüber eigenständig gebundenen Schwesterngruppen. Wie sollten sich die Schwesternschaften zu ihnen verhalten? Aufgrund der Erfahrung des Ev. Diakonievereins riet der Vorsitzende dazu, ein möglichst entspanntes Verhältnis zu suchen, gleichzeitig aber auch die genossenschaftliche Eigenständigkeit der Schwesternschaft, gerade im Erlebnis der neuen Konkurrenz, nicht nur zu wahren, sondern zu stärken. Überhaupt mußten viele Mitglieder des Verbandes in den nun kommenden Jahren ihre Satzungen, auch im Blick auf ihr rechtliches Verhältnis zu den Stiftungen bzw. Häusern, mit denen sie verbunden waren, neu klären. Hier schon zeichnete sich ab, daß in Zukunft der finanzielle Aspekt in allen Bereichen des Lebens, von der Verwaltung bis hin zur individuellen Lebensführung, eine immer ausschlaggebendere Rolle spielen würde. Das mußte nicht immer hinderlich sein, so machte der Verband seinen Mitgliedern Mut, ohne Zögern auf die zusätzliche Altersversorgung, sowohl freier Mitarbeiter wie auch der eigenen Schwestern, zuzugehen. Dieser Schritt hat sich seitdem rundum bewährt, wenn er natürlich auch wieder ein Stück aus der Eigenständigkeit der Schwesternschaften bei der Versorgung ihrer Schwestern herausbrach. Insgesamt indessen ist die steigende Präsenz finanzieller Aspekte und Notwendigkeiten eines der Elemente geworden, welche die Freiheit der Diakonie, besonders in ihrer schwesternschaftlichen Lebensform, zunehmend eingeengt hat. Vor allem ist hier der Hinweis fällig, daß es bis dahin für die Arbeitspartner der Schwesternschaften selbstverständlich war, mit ihren Zahlungen nicht nur die einzelnen Schwestern mit Einkommen zu versorgen, sondern auch den Lebensbedarf der Schwesternschaften mitzudecken. Das wurde von nun an immer schwieriger, wobei sich selten die einzelnen Verwaltungsdirektoren weigerten, vielmehr lag es an der Entwicklung der Gesetze und Verordnungen. Der Effekt war jedenfalls der glei-

che, wie schon vorher in der DDR: Die Schwester soll ihr Teil haben, und wenn die Schwesternschaft etwas braucht, soll sie es als Mitgliedsbeitrag bei der Schwester holen. Also: »Verbandszeitalter«.

In der Konferenz 1976 sagte Frau Oberin Hack vom Hess. Diakonieverein: *»Arbeits- und Lebensgemeinschaft – was bedeutet das heute? Vertrauen und Liebe soll die Gemeinschaft der Schwestern vermitteln. Kaum je in der Vergangenheit ist Schwesterndienst dieser Art nötiger gewesen. Kaum je hat es schlechtere Voraussetzungen gegeben für Lebensgemeinschaften, die diesen Dienst ermöglichen«*. Die hier angesprochene Schwierigkeit erlebten die Schwesternschaften mit ihren einzelnen Schwestern darin, daß das, was sie als diakonischen Dienst verstanden, immer mehr in die Richtung und auch in den Raster der gesellschaftlich definierten Arbeit gerückt wurde, ohne daß es dagegen ein Mittel gab. Die Arbeitszeit ging von der 60-Stundenwoche hin zum Ziel der 40-Stundenwoche, und die Aufmerksamkeit aller lief wie von alleine weg von dem Bedarf derer, denen die Arbeit galt, zum Bedarf derer, die die Arbeit taten.

Auch hier ein Wandel, gegen den niemand Einwände erheben konnte: In den 60er Jahren wurde beim Bau von Schwesternhäusern noch um Bewilligung eines Fahrradkellers gekämpft; an Parkplätze konnte noch niemand denken. Als dann Ende der 70er Jahre Schwestern im Normalfall ein Auto hatten, wirkte das natürlich auf das Gemeinschaftsleben stark zurück. Von jetzt an waren Schwestern in ihrer Freizeit und am Wochenende vorwiegend unterwegs. Dazu kam die in dieser Zeit sich vollziehende Aufsplitterung der Dienstzeiten und vieles andere. Das Ergebnis wurde 1981 von Herrenberg festgestellt: Als Arbeitsgemeinschaft wird Schwesternschaft von der Jugend allgemein bejaht. Aber wie kann eine weitergehende Lebensgemeinschaft im Zeitalter von Auto und Schichtdienst überhaupt erlebt werden? Glaubensgemeinschaft wird jetzt immer mehr in kleinen Gruppen erlebt, und diese Gruppen sich zu suchen, ist Privatsache jeder einzelnen.

Mitte der 70er Jahre wurde es als ein Wunder erlebt, wie die Schulen sich wieder füllten und damit die Schwesternschaften des Zehlendorfer Verbandes in dem alten und für den Verband bezeichnenden Auftrag der Ausbildung eine neue, große Aufgabe fanden. Wenn bis dahin die Sorge bestand, die Schwesternschaften würden langsam zu einer überalterten Gruppe werden, standen jetzt mit einem Mal geeignete und fröhliche junge Menschen – man konnte sie ja aussuchen – in großen Gruppen da und wollten eingeführt werden. Das hat überall neuen Auftrieb gegeben.

Es bewährte sich jetzt, daß die Schwesternschaften des Verbandes in dieser Zeit auch daran gingen, ihr Verhältnis zu den Schwestern neu zu ordnen,

die geheiratet hatten, dadurch ausgetreten waren, aber weiter mitarbeiteten. Bei vielen von ihnen bestand schon länger der Wunsch einer stärkeren Verbindung zu der Gemeinschaft, der sie sich weiterhin zugehörig fühlten. Von den Schwesternschaften aus gesehen war es sehr viel schwerer, eine Brücke zu ihnen hin zu bauen, sowohl aus rechtlichen wie auch aus psychologischen Gründen. Das Hauptbedenken ging dahin, daß diese Schwestern ihren Lebensmittelpunkt doch in der Familie hätten, also nicht in der Schwesterngemeinschaft. Das war gutgemeint, allerdings wurde dabei übersehen, daß auch die Angehörigen der Schwesternschaft – und nicht nur die Jüngsten – zunehmend ihren Lebensmittelpunkt ebenfalls nicht mehr in der Schwesterngemeinschaft, sondern irgendwo außerhalb suchten und auch fanden. So kam auf die eine oder andere Weise überall, wo es versucht wurde, eine gute Annäherung zwischen der Schwesternschaft und der Gruppe der verheirateten Schwestern zustande. Das war sehr positiv im Blick auf die Schülerinnen und die jungen Schwestern kurz nach dem Examen, die von jetzt an auch das Lebensmodell der verheirateten und berufstätigen Frau als Möglichkeit der Schwesternschaft lebendig vor sich hatten. Außerdem füllten viele der verheirateten Schwestern die Alterslücke zwischen 25 und 45 Jahren, die mittlerweile aufgrund der statistischen Entwicklung entstanden war.

Als Beleg für die Situation dieser Zeit zitiere ich aus dem Bericht der Herrenberger Schwesternschaft der Konferenz 1985: *»Zahlenmäßig wächst unsere Schwesternschaft in den letzten Jahren. Dabei liegt die Zunahme allerdings hauptsächlich bei den Schülerinnen und Jungschwestern. Gleichzeitig tritt die tragende Generation der letzten 40 Jahre in den Ruhestand. Immer jüngere Schwestern müssen Verantwortung für Pflegegruppen und Schichtleitung übernehmen. Sie tun es mit Freuden, werden aber oft frühzeitig müde. Die Zahl von Anträgen auf Beurlaubung für ... Dinge, die mit der Krankenpflege überhaupt nichts zu tun haben, nimmt zu. Gleichzeitig sinkt das Ruhestandsalter...«*

Je stärker nun der aktive Anteil sehr junger Schwestern an den Schwesternschaften wurde, die mit dem Leben einer Schwesternschaft im früheren Sinn so gut wie keine eigenen Erfahrungen hatten, dafür aber ihre eigenen Erwartungen und Erfahrungen mitbrachten, desto konsequenter mußten die Leitungen der Mitglieder des Verbandes auch auf diese Erwartungen und Erfahrungen eingehen. Also: Arbeitsgemeinschaft, nicht mehr Lebensgemeinschaft. Dabei ergaben sich doch immer wieder Überraschungen. In Freizeiten, bei Festen, in Fort- und Weiterbildungskursen und überhaupt bei besonderen Gelegenheiten bewiesen die jungen Schwestern oft eine phantasievolle Kreativität und ein momentanes Engagement für ihre Schwes-

terschaft, worüber dann die Älteren immer nur staunen konnten. Solche Erfahrungen führten immer zu der Einsicht, daß man noch lange nicht am Ende des Weges der Schwesternschaften angekommen ist, sondern sich neue Möglichkeiten auftun mögen, wenn man nur entschlossen die Bedingungen der Gegenwart akzeptiert und ebenso entschlossen sich zum Evangelium bekennt. Hier sind wir mitten in der Gegenwart. Deshalb breche ich hier ab.

Im Jahre 1989 wurden die hier angesprochenen Überlegungen und Problemstellungen zunächst einfach unterbrochen durch die Euphorie der Deutschen Einheit, die auch für den Zehlendorfer Verband unter seinem jetzigen Vorsitzenden Pastor Henckel tiefe Bedeutung hatte und zu weitreichenden Veränderungen geführt hat. Pastor Henckel war 1986 zum Vorsitzenden gewählt worden. Er ging sofort mit Elan daran, auch den Verband von der Straße der leisen Resignation weg auf die der neuen Zuversicht zu lenken. Er lenkte die Aufmerksamkeit auf eigene Arbeitsmodelle, mit welchen die Diakonie neue Beweglichkeit in die festgefahrenen und ihrem Auftrag nicht gemäßen Formen sozialer Arbeit einbringen könne. Außerdem wurde gleich beschlossen, von nun an alle zwei Jahre nicht im Heimathaus Berlin-Zehlendorf, sondern in einem der Häuser der Mitglieder des Verbandes zu tagen. 1988 tagte dann die Konferenz in Köln und schon konnte eine erstaunlich große Gruppe von Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus der DDR dabei sein. 1989 fand die Konferenz mitten in der Aufregung der Wende statt, und als man Ende Oktober 1990 in Herrenberg beisammen war, war die Freude über das neue Zusammensein immer noch groß, traten aber auch die Probleme ans Licht: Die Mitglieder des »Verbandes für evangelische Diakonie« aus der ehemaligen DDR, jetzt: neue Bundesländer, stellten fest, daß die 40-jährige Geschichte der DDR sie so eigenständig geprägt hatte, daß sie sowohl als Personen wie auch mit ihren Gemeinschaften nicht einfach in die Geschichte der westlichen Deutschen einschwenken und darin aufgehen konnten. Wie alle Probleme der deutschen Einigung, erwies sich auch die Zusammenführung des Zehlendorfer Verbandes zwischen Osten und Westen als schwierig und zeitraubend, natürlich längst nicht so schwierig und zeitraubend wie in anderen Bereichen und auch dadurch gemildert, daß unser Verband dabei unter weniger Zeitdruck stand. Aber weil auch dieser Prozeß in die Gegenwart hineinreicht, breche ich hier ab.

## **Berufs- und verbandspolitische Aktivitäten**

Obwohl die Schwesternschaften des Verbandes in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts immer entschlossener akzeptieren mußten, daß sie zu Minder-

heiten wurden, hat der Verband bei allem, was er als sein öffentliches Anliegen empfand, keineswegs resigniert, sondern entschlossen gehandelt. Ich meine hier die Mitarbeit bei der öffentlichen Gestaltung der Berufe, die für die Diakonie wichtig sind, beim Zehlendorfer Verband immer stärker eingeschränkt und konzentriert auf den Beruf Krankenpflege. Als Sprecherinnen des Verbandes sind die Oberinnen des Ev. Diakonievereins, zuerst vor allem Hanna Erckel, dann Ursula von Dewitz und schließlich Annemarie Klütz, überall, auch beim Kampf um die Formulierung der staatlichen Gesetzzei mit dabeigewesen, und es ist einfach erstaunlich, welche weitreichenden Ergebnisse diese Mitarbeit, verglichen mit der Kleinheit des Zehlendorfer Verbandes, gehabt hat. In der Nachkriegszeit ging schnell die Sprecherrolle für evangelische Schwesternschaften bei berufs- und verbandspolitischen Fragen vom Kaiserswerther Verband auf den Zehlendorfer Verband über. In vielen Dingen sprachen die Vertreterinnen des Verbandes sogar für die ganze Diakonie.

Ich kann hier nur Stichworte geben: 1951 wurde die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Schwesternverbände (ADS) gegründet. Ihr gehörten damals alle Schwesternverbände im Land an. Bald aber zeigte sich ein Gegensatz zwischen den wirklichen Schwesternschaften und anderen Gruppen, welche deutlich auf die Interessenvertretung freier Schwestern zielten. Der Zehlendorfer Verband hielt sich bewußt zur ersten Gruppe, welche sich dann 1958 endgültig formierte mit 3 Mitgliedern, DRK, Caritas und Diakonie. Ihr gegenüber stand jetzt die Deutsche Schwesterngemeinschaft. Seitdem konnte wenigstens die ADS mit einer Stimme sprechen, während auf der anderen Seite weitere Veränderungen nötig waren, bis es zur Teilung zwischen dem Deutschen Berufsverband für Krankenpflege (DBfK) und der ÖTV gekommen ist. Die ADS war nun durch alle Jahre hindurch die starke Basis, von der aus Stellungnahme zu berufspolitischen Entwicklungen abzugeben waren. Es gab dann nicht nur die ADS, es gab auch die Organe des Diakonischen Werkes, den Diakonischen Rat, die Diakonische Konferenz und weiter die Fachverbände, wie den Deutschen evangelischen Krankenhausverband. Daneben stand die Deutsche Krankenhausgesellschaft (DKG). In all diesen wichtigen Gremien waren die unterschiedlichsten Anliegen für die pflegerische und die schwesternschaftliche Diakonie zu vertreten. Ich beschränke mich hier auf Anmerkungen zur Entwicklung des Berufs Krankenpflege und seiner Ausbildung.

Der Zehlendorfer Verband sah hier mit seinen Verbündeten sich einem bestehenden Zustand verpflichtet, der unbedingt zu erhalten war, mag auch alles Mögliche sich ändern. Es war die Tatsache, daß Krankenschwestern in ihrer Ausbildung nicht nur Kenntnisse über ihren Beruf, sondern ihren Beruf selbst erlernen und das wegen der Anbindung der Krankenpflegeschule an das Krankenhaus, wodurch gewährleistet ist, daß die Schülerinnen und

Schüler der Krankenpflege im Erlebnis des kranken Menschen und seiner Krankheit ausgebildet und gebildet werden. Genau dieser Tatbestand unterscheidet aber die Krankenpflege von den meisten anderen Ausbildungen, und immer, wenn Bildungspolitiker sich an die Arbeit machen, wollen sie die Krankenpflege in allgemein gültige Bildungspläne eingliedern, also anderen Ausbildungsgängen anpassen. Hier mußte die Krankenpflege mit ihren Dachverbänden ebenso geschlossen wie mit guten Argumenten auftreten. Und bei jedem Gesetz, dem von 1957, dem von 1965 und dem von 1985, ist es gelungen, das Hauptanliegen durchzuhalten und durchzusetzen. Jedemal mußten aber auch Teilniederlagen hingenommen werden. Bis heute ist die Krankenpflegeausbildung, trotz aller Erhöhung der theoretischen Bestandteile, an das Krankenhaus gebunden und stellt damit in der Lebensnähe des kranken Menschen. Daß das so ist, die Krankenpflegesschulen nicht wie andere Fachschulen irgendwo in der Landschaft stehen und ihre Studierenden ab und zu zum Praktika in die Krankenhäuser schicken, ist das Ergebnis eines harten und stetigen Kampfes in unzähligen Gesprächen, Verhandlungen, neuen Überlegungen, neuen Verhandlungen, nach neuen Meinungsbildungen – und einer Unmenge Papier. Und auch hier ging es, je länger die Zeit dauerte, umso mehr ums Geld. – Dieser Aspekt des Wirkens des Zehlendorfer Verbandes scheint mir so wichtig zu sein, daß ich ihn nicht auslassen wollte.

Jede geschichtliche Darstellung muß irgendwo aufhören. Meine Darstellung der Geschichte des Zehlendorfer Verbandes hört da auf, wo ich selber ausgeschieden bin, genauer: bei den Entwicklungen, die zum Zeitpunkt meines Ausscheidens im Ergebnis noch so offen waren, daß sie hier noch nicht dargestellt werden können. Sicherlich war die Geschichte dieses Verbandes und seiner Mitglieder noch nie so offen in der zukünftigen Richtung wie gegenwärtig. Wie gut ist es, da zu wissen: Den Auftrag der Diakonie und der Gestaltung des Leibes Christi haben wir Menschen uns nicht ausgedacht, sondern er kommt von Jesus Christus, dem Herrn, und er wird bleiben, und er wird sich immer neu zeigen. Wie wir alle einzeln, haben auch unsere Gemeinschaften einen Zeitpunkt ihrer Geburt und auch einen ihres Endes. Ich aber wünsche dem Zehlendorfer Verband und seinen Schwesternschaften heute und morgen, daß sie erleben, was ganz am Anfang meiner Darstellung als Motto des Jubiläums 1991 genannt wurde: »*Du hast einen weiten Weg vor dir!*«

Reinhard Neubauer 1991

# Der Verband für Evangelische Diakonie in der DDR

## Ein Nebenkapitel der Geschichte des Zehlendorfer Verbandes

### 1. Der Auszug aus »Zehlendorf«

Der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaftsordnung in der Deutschen Demokratischen Republik verband sich mit einem Prozeß zunehmender radikaler politischer und ideologischer Abgrenzung gegenüber den sogenannten »imperialistischen Staaten«, besonders aber gegenüber der zum Militärbündnis der NATO gehörenden Bundesrepublik Deutschland. Vor allem seit der Errichtung der Mauer durch Berlin am 13. August 1961 sahen sich auch die östlichen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) immer weniger in der Lage, in einem gesamtdeutschen Verbund offiziell mitarbeiten zu können. Zudem nötigte die erstmalige Begegnung mit einer marxistisch geprägten Staatsmacht und ihrer materialistisch-atheistischen Weltanschauung die Kirchen in der DDR zu eigenständiger theologischer Auseinandersetzung und seelsorgerlicher Verantwortung. Im Vertrauen darauf, daß die Zeugnis- und Dienstgemeinschaft auch einer »Kirche im Sozialismus« unter göttlicher Verheißung steht, entschlossen sich die östlichen EKD-Gliedkirchen 1969 zur Gründung des »Bundes der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik«. Diese nach Absprachen innerhalb der EKD – wenn auch nicht ohne Bedenken, Schmerz und Widerspruch auf beiden Seiten! – getroffene Entscheidung beendete vorerst die organisatorische Einheit der Evangelischen Kirchen in den beiden deutschen Staaten. Sie beendete jedoch nicht die »besondere Verbundenheit« dieser deutschen Kirchen, die in Artikel 4,4 der Kirchenbundverfassung ausdrücklich festgeschrieben wurde, – gegen den bleibenden mißtrauischen Einspruch der DDR-Staatsmacht.

Die Auswirkungen dieser organisatorischen Trennung der Evangelischen Kirchen in Deutschland betrafen auch den »Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie«, dem seit seiner Entstehung auch Schwesternschaften angehören, die im Osten Deutschlands beheimatet sind. Der Sitz des Verbandes in Zehlendorf (damals »West-Berlin«) schloß für diese Schwestern-

schaften eine offizielle Zugehörigkeit zu ihm nunmehr aus. So mußte es zu einem situationsbedingten »Auszug aus Zehlendorf« kommen. Er hat die in der DDR lebenden und arbeitenden Schwesterngruppen der (»Zehlendorfer«) Diakonieschwesternschaft ebenso ihres direkten Zusammenhanges mit ihrem Stammhaus und dem Gesamtverband beraubt, wie die Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe (Potsdam/Stralsund), die Schwesternschaft des Sophienhauses (Weimar) und die Schwesternschaft der Frauenmission Malche (Bad Freienwalde/ O.).

### 2. Die Neugründung

Um diesen Schwesternschaften wieder zu einem äußeren Zusammenschluß, zugleich aber auch zu einem Anschluß an ökumenische Gremien, besonders an den Weltbund DIAKONIA, zu verhelfen, hat es unter der Verantwortung der Hauptgeschäftsstelle von Innerer Mission und Hilfswerk in der DDR – später Diakonisches Werk IM/HW in der DDR – Überlegungen und Initiativen gegeben. Sie führten endlich am 11. November 1974 zur Konstituierung eines »Verbandes für Evangelische Diakonie in der Deutschen Demokratischen Republik« mit Verabschiedung einer Satzung. Diese später überarbeitete und am 4. November 1983 neu gefaßte Satzung macht in ihrer Präambel den Gang der Entwicklung noch einmal bewußt: »Der aus der im Jahre 1916 gegründeten Konferenz für Evangelische Diakonie hervorgegangene Verband hat seine Satzung unter Berücksichtigung eingetretener Veränderungen, insbesondere durch die Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik, folgendermaßen gefaßt ...«. Der §1 definiert dann die rechtliche Gestalt:

»(1) Der Verband für Evangelische Diakonie stellt eine Arbeitsgemeinschaft in Form eines Fachverbandes des Diakonischen Werkes – Innerer Mission und Hilfswerk – der Evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik dar. (2) Er hat seinen Sitz in Berlin Hauptstadt der DDR. «

Damit war die politisch geforderte Eigenständigkeit des Verbandes klargestellt, zugleich aber auch seine rechtliche Einbindung in ein Werk der Kirche. Daß auch die Satzungsfassung von 1983 den »Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie« als bisherigen Dachverband nicht erwähnt, erklärt sich aus den damals gegebenen Verhältnissen. Die innere Nähe zum Ursprung und seiner »Zehlendorfer« Gestalt wurde in der Beibehaltung des Sachnamens gewahrt: »Verband für Evangelische Diakonie«. Seine geographische Standortbestimmung mit »Sitz in Berlin Hauptstadt der DDR« er-

möglichst seine künftige Aktionsfähigkeit »unter Berücksichtigung eingetretener Veränderungen«.

Es ist für eine kritisch anfragende spätere Generation sicherlich nur schwer begreifbar, daß es notwendig wurde, die Existenz und den Aufbau des kirchlichen Lebens im sozialistischen deutschen Staat nicht leichtfertig aus nationalen (oder nationalistischen) Einheitswünschen zu gefährden. Die damals lebende und in die Verantwortung gerufene Generation mußte der Einsicht folgen, daß äußere Trennung unter dem Zwang der Situation die einzig realistische Möglichkeit zur Bewahrung der übergreifenden Gemeinschaft war. Es erscheint wie eine Ironie der Geschichte, spiegelt aber auch menschliche und biblische Erfahrung wider, daß gerade die Trennung die Wege zueinander offenhielt, die sonst nicht gangbar gewesen wären. Die Entwicklung in den Jahren bis zur Wiederherstellung eines geeinten Deutschlands hat erwiesen, daß die Gemeinschaft zwischen dem »Zehlendorfer Verband« und dem »VED« in der DDR sich nicht auflöste, sondern festigte und vertiefte. Die Schwestern und Brüder von »Zehlendorf« haben, sobald es die politische Großwetterlage gestattete, immer wieder als Einzelne oder in Gruppen den »VED« in der DDR besucht – oft unter Inkaufnahme persönlicher Schwierigkeiten. Die Schwesternschaften in der DDR haben dies mit großer Dankbarkeit erfahren, ebenso wie Hilfe und Unterstützung ihrer Teilnahme an den Regional -und Weltkonferenzen von DIAKONIA, zu denen sie ab 1975 auch offiziell Vertreterinnen entsenden konnten. Selbst die getrennte Präsenz beider Schwesternverbände bei ökumenischen Ereignissen hat ihre innere Zusammengehörigkeit verstärkt – trotz der Verschiedenheit ihrer Beiträge und Zeugnisse.

Aber nicht nur auf ökumenischer Ebene konnte ein Verband für Evangelische Diakonie/DDR auf Existenz und Wesen von Schwesternschaften in einem sozialistisch geprägten Umfeld aufmerksam machen. Es war ja zugleich auch notwendig, innerhalb des Diakonischen Werkes und damit auch im Blickfeld der Gliedkirchen des »Bundes« in der DDR das Vorhandensein Evangelischer Schwesternschaften in Erinnerung zu rufen, ihr Leben und Wirken als unaufgebbare Äußerung echten Kircheseins geltend zu machen und ihre Belange zur Sprache zu bringen; gemeinsam mit den Schwesternschaften des Kaiserswerther Verbandes und anderer Verbände. Dazu wurde im Diakonischen Werk/DDR eine besondere Dienststelle eingerichtet, die von Oberinnen des Verbandes für Evangelische Diakonie repräsentiert wurde – zuerst von Oberin Anne Heucke aus der Diakonieschwernerschaft, die zugleich das Oberin-Amt der Evangelischen Schwesternschaft innehatte – nach ihr von der Oberin der Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe, Inge Schreiber. Beide Oberinnen nahmen nacheinander auch die Funktion einer Sekretärin unseres Verbandes wahr. Von ihnen gingen

– gerade auch aufgrund ihrer ökumenischen Kontakte – wesentliche Impulse zur weltkirchlichen Orientierung und geistlichen Profilierung in die Schwesternschaften aus.

Mit der allmählichen Konstituierung und dann fortschreitenden Konsolidierung des Verbandes für Evangelische Diakonie in der DDR sind viele Namen verknüpft, die die innere Kontinuität des Weges dieser Neubildung mit dem des historischen Zehlendorfer Verbandes verbürgen. Aus ihrer Reihe seien hier nur besonders genannt die Oberinnen Elly Schulze und Anne Heucke, Kirchenrat Laudien als Direktor der Hauptgeschäftsstelle von Innerer Mission und Hilfswerk in der DDR, Oberkirchenrat Dr. Gerhard Bosinski als Direktor des (späteren) Diakonischen Werkes in der DDR und Pastor Dr. Paul Toasperm in der Zentrale des Diakonischen Werkes. Dr. Bosinski und Dr. Toasperm wurden auch als erste nacheinander Vorsitzende des Verbandes. Sie alle konnten der schwesternlichen und brüderlichen Begleitung durch den »Zehlendorfer Verband«, besonders durch dessen Vorsitzenden, Pastor Hartmut Warns, gewiß sein. Auch das gab ihnen und den Schwesternschaften in der DDR die innere Freiheit, den von außen aufgenötigten Weg zu gehen.

### 3. Die Mitglieder

Mitglieder des Verbandes für Evangelische Diakonie in der DDR waren natürlicherweise zunächst jene Schwesternschaften, die dem »Zehlendorfer Verband« aufgrund der politischen und kirchlichen Entwicklung innerhalb Deutschlands nicht mehr angehören konnten. Aber die Neugründung bot zugleich die Chance, auch Schwesternschaften bzw. Gemeinschaften aufzunehmen, die sich in den Nachkriegsjahren neu gebildet hatten oder durch die verordnete Trennung den äußeren Zusammenhang mit ihrem Mutterverband nicht mehr aufrechtzuerhalten vermochten. Laut §2 seiner Satzung setzte der Verband (künftig mit VED abgekürzt) »seine bisherige Arbeit in der Deutschen Demokratischen Republik unter Beteiligung folgender Schwesternschaften als Verbandsmitglieder fort:

1. *Diakonieschwernerschaft in der DDR*
2. *Schwernerschaft der Frauenmission Malche*
3. *Schwernerschaft der Evangelischen Frauenhilfe*
4. *Schwernerschaft des Sophienhauses Weimar*
5. *Evangelische Schwernerschaft*
6. *Evangelisch-methodistisches Diakoniewerk*
7. *Greifswalder Diakoninnen-Gemeinschaft.*«



Der Beitritt der drei letztgenannten Dienstgemeinschaften erwies sich als eine innere und äußere Bereicherung des Verbandes auch darin, daß er sein Erscheinungsbild zukunftsweisend veränderte:

Mit dem *Evangelisch-methodistischen Diakoniewerk* gehörte ihm ein Glied an, das im Raum der Freikirchen seine Heimat hat, dessen Schwestern Diakonissen sind und das durch seine schon früh erfolgte Konstituierung als »Diakoniewerk« auch Männer mit einer Schwesternschaft verband. Von seiner Struktur wie von seiner Spiritualität gingen wichtige Impulse zum Weiterdenken aus.

Die *Evangelische Schwesternschaft* – hervorgegangen aus der alten Schwesternschaft der Inneren Mission – war nahezu eine Neugründung und bietet Frauen aus allen Bereichen des kirchlichen Dienstes und Lebens – also nicht nur aus dem Bereich der Diakonie – die Möglichkeit verbindlichen schwesternschaftlichen Lebens unter der Form von Briefkontakt, regionaler Zusammenkünfte, Rüstzeiten, Schwesterntagen und Feriengemeinschaften. Das Fehlen eines »Mutterhauses« stellt hohe Anforderungen an Oberin und Reisesekretärin, aber auch an die Gemeinschaftsfähigkeit aller – meist älterer – Schwestern. Sie verkörpert einen neuen Typ evangelischer Schwesternschaften, der der Diasporasituation unserer Kirche entspricht.

Die *Greifswalder Diakoninnen – Gemeinschaft* ist ein Zusammenschluß von Absolventinnen des »Seminars für kirchlichen Dienst« in Greifswald unter der Prägung seiner Gründerin, Helga Krummacher. Die ihr angehörenden Frauen arbeiten in Verkündigung, Diakonie und Verwaltung der Kirche und verstehen sich (noch ?) nicht als Schwesternschaft im klassischen Sinne, auch nicht als festgelegt auf den spezifisch diakonischen Bereich. Durch ihre Zugehörigkeit zum VED wird im Bewußtsein gehalten – ebenso wie durch die alte Mitgliedschaft der Frauenmission Malche, eigentlich einer Missions-schwernerschaft – daß es Diakonie ohne Verkündigung, Lehre und Mission nicht gibt. Das entspricht genau dem Selbstverständnis des »Zehlendorfer Verbandes für Evangelische Diakonie« von altersher.

Leider gelang es nicht, Zahl und »Typen« der Mitglieder des VED im Laufe der Jahre zu erweitern. Die Kontaktsuche zur Schwesternschaft des Schniewindhauses, zum Störnthaler Schwesternkreis und zur Schwesternschaft des Bodelschwingh-Hauses Wolmirstedt blieb ergebnislos. Wir lernten, daß Gott andere Schwesternschaften auch anders führt, und daß wir offensichtlich auch keine »Hausmacht« bilden sollten!

#### 4. Die Zweckbestimmung

Nach §3 der Satzung vom 4. November 1983 bleibt es Zweckbestimmung des Verbandes, »evangelische Schwesternschaften, die die Grundsätze des Verbandes für Evangelische Diakonie anerkennen, zu gegenseitiger Förderung und zu tatkräftiger Vertretung gemeinsamer Interessen zusammenzuschließen.«(1) Dies sollte sich »auch auf den ökumenischen Bereich« erstrecken (2), ohne die Selbständigkeit der einzelnen Schwesternschaften in ihren eigenen innerkirchlichen und ökumenischen Beziehungen zu beeinträchtigen (3).

Durch die vom Staat der DDR festgelegten und genau beachteten Verhandlungsebenen mit kirchlichen Dienststellen hatten Einzelgemeinden oder -verbände keine Möglichkeit zu direkten Gesprächen oder Verhandlungen mit höchsten politischen oder gesellschaftlichen Instanzen. Entsprechend der zentralistischen Struktur dieses Staatswesens waren allein der Bund der Evangelischen Kirchen und/oder das Diakonische Werk in der DDR anerkannte Gesprächspartner zur Klärung übergreifender Rechtsfragen. So konnte faktisch die »tatkräftige Vertretung gemeinsamer Interessen« aller Diakonischen Einrichtungen und Verbände nur vom Diakonischen Werk wirksam wahrgenommen werden. Dieser die rechtliche Bewegungsfreiheit einzelner kirchlicher Gruppierungen im Wesentlichen ausschließende Zustand erwies sich jedoch auch als eine gewisse Entlastung der Schwesternschaftsverbände in der DDR. Wir haben bereits in den Jahren, in denen uns wieder ein intensiverer Austausch mit den Schwestern und Brüdern des »Zehlendorfer Verbandes« möglich wurde, mit einigem Respekt erkennen müssen, wie stark die Verbände in der Bundesrepublik zu Verhandlungen und Auseinandersetzungen mit staatlichen und kommunalen Instanzen genötigt waren, wie sehr sie auch unter den Druck der Öffentlichkeit und ihrer Medien geraten konnten. Seither ist es uns noch deutlicher.

Gemessen daran konnte sich der VED in der DDR vorwiegend innerschwernschaftlichen Klärungen zuwenden. Diese Chance galt es für die spirituelle Arbeit an den Schwesternschaften zu nutzen. Der VED verstand sich mehr und mehr als eine ART »geistlicher Bundesschluß«, der unserer Neubewertung auf die Aufgaben in einer sozialistischen Gesellschaft mit atheistischer Umwelt, zugleich aber auch in einer zur Minderheit werdenden Kirche dienen sollte.

In einem Brief vom 11. Dezember 1989, der noch stark unter dem Eindruck der sog. »Wende« in der DDR steht, zugleich aber auch die unberechenbare Unruhe dieser Zeit reflektiert, stellte Pastor Dr. Reinhard Neubauer/Zehlendorf die wichtige Frage: »Gibt es so etwas wie einen für den

Zehlendorfer Verband und den Verband für Evangelische Diakonie in der DDRtypischen kirchlich-gesellschaftlichen Niederschlag als Antwort auf den Ruf Jesu zur Diakonie?«. Auf diese Frage konnte auch in unserem Verband kaum eine spektakuläre Antwort gegeben werden. Aber Vorstellungen, die uns bewegten, lassen sich in etwa so wiedergeben: Der VED ist integriert in den diakonischen Auftrag der Kirche innerhalb der sozialistisch gestalteten Gesellschaftsordnung. Er hat Teil an der in Jesus Christus gegebenen Brückenfunktion für gegenseitige Beziehungen in der Verantwortung für den Menschen.

Schwesternschaften sind Modelle spezifischer Dienstgruppen in Kirche und Gesellschaft:

- *sie rufen Frauen mit ihrer mütterlich-bewahrenden und tragenden Kraft in die Ermöglichung zu christlicher Hilfeleistung;*
- *sie halten fest an den bewährten Formen gewachsener Lebensgemeinschaft – verbindlicher Glaubensgemeinschaft – christlich geprägter Dienstgemeinschaft;*
- *sie tun Schritte zur Eingliederung von Männern in von Frauen dominierte Gemeinschaften als Überwindung eines geschlechtsspezifischen Rollenverständnisses.*
- *Schwesternschaften sind gesellschaftswirksame missionarische Zeugnisgruppen in einem nicht mehr christlich und volklich geprägten Umfeld.*

Dazu mußten die Schwesternschaften und ihre einzelnen Glieder erneut ihrer Berufung durch den Herrn der Kirche gewiß und froh gemacht werden. Zur gegenseitigen Ermutigung zu verbindlichem Gemeinschaftsleben gehörte auch verantwortungsvolles Überdenken ihrer Ordnungen und gewachsenen Strukturen. Es galt ja nicht, mit Überliefertem und Altgewordenem einfach zu brechen, sondern das jeweils Eigene und Eigentümliche an den Herausforderungen der Gegenwart zu messen. Sollten evangelische Schwesternschaften fruchtbare Dienstgemeinschaften innerhalb der Kirche und für die nichtchristliche Umwelt bleiben, war es erforderlich, die frühere Ausstrahlungskraft zu bewahren oder wiederzugewinnen.

## 5. Die Lebensform

Neben der Anknüpfung an »Zehlendorfer« Tradition kam es auch zu eigenständiger Gestaltung, die sich aus der Notwendigkeit des Zusammenwachsens und des Zusammenhaltes der miteinander verbundenen Schwesternschaften und Werke entwickelte.

Die *Verbandskonferenz*, die auch Vorstand und Vorsitzenden wählte (1985 als dritten und letzten Pastor Dr.Eckart Schröter/Frauenmission Malche) blieb der organisatorische Träger der Verbandsarbeit. Sie konnte normalerweise aber im Unterschied zu »Zehlendorf« auf einen Tag im Jahr beschränkt werden, da ihre sachlichen Aufgaben in diesem Zeitraum zu bewältigen waren. Seit 1978 konnte sie durch den »*Begegnungstag*« mit den Schwestern und Brüdern der Zehlendorfer Verbandskonferenz verbunden werden, die von da an in Treue und Regelmäßigkeit einen Tag ihrer Herbstsitzung dem Zusammensein mit uns opferten. Diese Begegnungstage waren ein wichtiges geistliches Ereignis über die Grenzen hinweg!

Da die Verbandskonferenz den in ihr vertretenen Oberinnen und Pastoren jedoch zu wenig Zeit ließ zum eingehenden Gespräch über schwesternschaftliche oder auch persönliche Fragen, erhob sich der einmütige Wunsch, zu solchem Austausch eine besondere Gelegenheit zu schaffen. So kam es im März 1976 zur ersten Klausur für Oberinnen, leitende Schwestern und Pastoren des Verbandes, wozu sich die Abgeschiedenheit der Malche in Bad Freienwalde anbot. Ab 1982 luden dann – meist im Wechsel – das Evangelisch-methodistische Diakoniewerk in sein Erholungsheim »Bethesda« in Tabarz und die Frauenhilfs-Schwesternschaft in ihr Heimathaus in Stralsund ein. Diese Klausuren wurden zu Tagen des Hörens auf Gottes Wort, des geistlichen Austausches, des gemeinsamen Betens, der Eucharistiefeyer und des Nachdenkens über Ursprung, Wesen und Auftrag der einzelnen Schwesternschaften. Zugleich dienten sie der menschlichen Begegnung in persönlicher Entspannung, später auch Gesprächen mit Vertretern von Kirchenleitungen oder Werken der Diakonie über die Gegenwartserfahrungen der Kirche. Solche Gespräche – wie das mit der Präsidentin von DIAKONIA, Inga Bengtzon – sollten den Horizont offenhalten. Es blieb aber der Wunsch aller, daß diese Zusammenkünfte nicht unter der Hand den Charakter einer Tagung annahmen, sondern ihre bewußt geistliche Prägung behielten – auch wenn sie regelmäßig eine weitere kurze Verbandskonferenz einschlossen.

Der verhältnismäßig kleine Kreis der Oberinnen und Pastoren machte es möglich, zu diesen Klausuren auch Schwestern einzuladen, die innerhalb ihrer Werke oder Schwesternschaften besondere Verantwortung tragen. Es erschien als notwendig, auch sie zu stärken, die geistliche Leitung der Schwesternschaften mit ihnen zu teilen, ihr Interesse am Verband zu wecken und so den Segen dieser Klausuren für viele wirksam werden zu lassen. Gelegentlich fanden sich diese Schwestern auch zu eigenen Gesprächsgruppen innerhalb der Klausur zusammen – zum Beispiel bei den Überlegungen zum Thema »Oberin-Rektor« 1990 in Tabarz. Daß infolge der »Wende« nun auch

Oberinnen und Pastoren des »Zehlendorfer Verbandes« an unseren Klausuren teilnahmen, war Grund zu besonderer Freude darüber, daß wir einander doch sehr nahe geblieben sind.

Um allen Gliedern unserer Schwesternschaften Gelegenheit zur Begegnung miteinander und zur Erfahrung übergreifender Schwesterngemeinschaft zu geben, wurden sie seit November 1983 zu einer *Jahresversammlung* nach Berlin eingeladen. Da diese immer auf einen Arbeitstag fiel, hielt sich die Beteiligung in Grenzen – auch waren die zu überwindenden Entfernungen nicht zu unterschätzen. Daß aber gerade auch weitab Wohnende als Einzelne oder in Gruppen die Hin- und Rückfahrt im Herbstnebel am gleichen Tag auf sich nahmen, war ein Zeichen dafür, daß das Zusammengehörigkeitsgefühl der Schwesternschaften (und nicht nur ihrer Leitungen) wuchs. Diese Jahresversammlungen boten neben dem Erlebnis von Nähe und Austausch auch aktuelle geistliche und soziologische Themen zum Selbstverständnis von Schwesternschaften.

Der Festigung der Verbundenheit unter den Schwesternschaften dienten auch zunehmend gegenseitige Besuche in den Mutterhäusern durch Einzelne oder Schwesternkreise, Ermöglichung von Rüstzeiten durch Gewährung von Gastfreundschaft, Einladungen zu festlichen Anlässen, zu Vorträgen oder Reiseberichten bzw. Informationen im Anschluß an DIAKONIA-Konferenzen. Auch ließ jede Schwesternschaft die andere durch ihre Rundbriefe an ihrem Ergehen teilhaben. Das Wissen umeinander war zugleich Anstoß und Hilfe zum Beten füreinander.

Ein Tun miteinander war schließlich auch die gemeinsame Opferaktion zur Förderung des Projektes einer Landwirtschaftlichen Schule und einer tragenden Schwesterngruppe auf Madagaskar. Durch Kontakt zu Sr. Ute Hampel/DIAKONIA und nach Absprachen mit Verantwortlichen des Diakonischen Werkes und der Leitung von DIAKONIA wurde der VED durch Oberin Inge Schreiber, die hier leidenschaftlich engagiert war, 1988 zu dieser Sammlung aufgerufen. Die Aktion für Madagaskar, die von unseren Schwesternschaften als ein Stück ökumenischer Mitverantwortung im Rahmen von DIAKAID verstanden wurde, war wegen der Schwäche der DDR-Währung wohl eher ein unscheinbarer Beitrag zur Hilfe angesichts der dortigen Armut. Aber sie war eine ersehnte Gelegenheit, empfangenen Segen auch zu weit entfernten Schwestern fließen zu lassen.

## 6. Die Rückkehr nach Zehlendorf

Als am 17. Mai 1988 der seit 1986 amtierende Vorsitzende des »Zehlendorfer Verbandes«, Pastor Hanns-Christoph Henckel, die Mitglieder der Verbandskonferenz des VED offiziell zur »Zehlendorfer« Verbandstagung vom 24.-28. Oktober beim Ev. Kölner Schwestern- und Pflegerverband in Köln-Michaelshoven einlud, ahnte noch niemand, welche unerwarteten Wandlungen in Deutschland bevorstanden. Damals mußte noch – nach den erschwerenden Vorschriften der DDR – die Reise einer kirchlichen Delegation in die Bundesrepublik über den Direktor des Diakonischen Werkes in der DDR beim Staatssekretär für Kirchenfragen bei der Regierung der DDR beantragt werden. Daß auch eine solche Dienstreise genehmigt wurde, war nicht nur ein Zeichen für das erkennbare Wohlwollen, das die DDR der Diakonie entgegenbrachte, sondern auch für eine – leider zu spät – sich abzeichnende Lockerung bei der Handhabung der Reisegesetze.

So konnte im Jahr 1988, zum erstenmal seit Errichtung der Mauer durch Berlin, wieder eine gemeinsame Verbandskonferenz der getrennten Schwesternschaftsverbände auf westdeutschem Boden stattfinden. Auf ostdeutschem Boden gab es ja schon seit 1978 die sog. »Begegnungstage« beider Verbandskonferenzen. Damals traf man sich anfangs im Haus der Berliner Mission, in späteren Jahren buchstäblich »unter dem Dach« des Diakonischen Werkes/DDR in der Schönhauser Allee 59. Es kam, wie schon erwähnt, aus dem Bewußtsein bleibender innerer Zusammengehörigkeit, daß die »Zehlendorfer« einen Tag ihrer arbeitsgefüllten Konferenz frei räumten, um Kontakt und Gespräch mit den östlichen Schwesternschaften zu haben. Gemeinsame Bibelarbeiten – nun auch durch westdeutsche Brüder gehalten –, Berichte der westdeutschen Oberinnen, bei denen wir auch unsere eigenen Freuden und Lasten wiedererkannten, ließen uns fast vergessen, daß wir »getrennt« waren. Erst der oft turbulente Aufbruch am Nachmittag zu S-Bahn und Flughafen erinnerte uns an die noch herrschende Wirklichkeit von Grenzen und Grenzübergängen. Die gemeinsame Konferenz in Michaelshoven war eigentlich der Anfang »unserer« Wiedervereinigung ...

Es war uns allen deutlich, daß wir nach den Ereignissen der »Wende« und nach dem erfolgten Beitritt der Deutschen Demokratischen Republik zur Bundesrepublik Deutschland nicht getrennte Verbände bleiben, sondern die geschichtlich gewachsene und innerlich gewahrte Gemeinschaft wiederherstellen sollten. Den damals gängigen Vorgang einer »Fusionierung« mit seinen oft ernüchternden und abstoßenden Konsequenzen wollten wir nicht vollziehen. »Zusammenführung« im echten Sinne des Wortes lag uns am Herzen. Dabei war es selbstverständlich, daß jede Seite das Geschichtserlebnis und die politische Reflexion der Entwicklung der anderen ebenso

ernst nahm, wie die jeweilige Erfahrung der Führung Gottes in den vergangenen Jahrzehnten. Wohl beschlich uns im Osten zuweilen eine Verlustangst um das Vertraute im kleineren Kreis und um das Eigengewachsene. Sie durfte aber kein Grund sein, das Geschenk der wieder ermöglichten größeren Gemeinschaft zurückzuweisen.

Der letzte unserer bisherigen »Begegnungstage« am 26. Oktober 1989 in Berlin wagte noch keine Ausblicke auf konkrete künftige Entscheidungen. Die sehr feinfühlig Bibelarbeit des neuen Rektors vom Friederikenstift in Hannover, Pastor Rainer Reimann, ermutigte zu einem vorsichtigen Auf-einander-zugehen. Das war befreiend und eröffnend zugleich.

Die neuerliche Einladung aus Zehlendorf zu einer gemeinsamen Herbstkonferenz in Herrenberg vom 22. – 26. Oktober 1990 – also nach bereits erfolgter Vereinigung beider Deutscher Staaten – wurde von der Verbandskonferenz des VED bei ihrer Klausur in Tabarz am 22. April 1990 mit Freude angenommen. Aber ein Bedenken zeigte sich: die sich immer deutlicher abzeichnende »Fusion« beider Verbände würde zum Ausscheiden des Evangelisch-methodistischen Diakoniewerkes führen, das sich unter den neuen Verhältnissen naturgemäß dem (westdeutschen) Verband der Freikirchlichen/Ev.-methodistischen Mutterhäuser anschließen müßte. Der Schmerz um den Verlust dieses wichtigen Weggefährten erklärt das Gesprächsergebnis, vom Protokoll folgendermaßen festgehalten:

*Der Vorsitzende faßt unsere Haltung zusammen:*

1. *Zum jetzigen Zeitpunkt keine Festlegung*
2. *Grundsätzliche Bejahung einer Fusion nach rechtlicher Klärung*
3. *Bewährung der regionalen Zusammenführung*
4. *Offenheit für Einladung von Vertretern des Zehlendorfer Verbandes zu unseren Zusammenkünften*

In diesem Gesprächsergebnis schlägt sich nieder, wie schwer dem VED der Abschied von seiner eigenen, gesegneten Geschichte fiel. Die sich im Laufe der folgenden Monate andeutenden Veränderungen für das Evangelisch-methodistische Diakoniewerk schufen dann eine neue Situation.

Die gemeinsame Zehlendorfer Verbandskonferenz in der warmen Atmosphäre von Herrenberg ließ eine Entscheidung noch offen. Die »Ostkonferenz« legte sich aber in einer gesonderten Sitzung am 24. Oktober, bei der die Leitung des Evangelisch-methodistischen Diakoniewerkes schon nicht mehr vertreten war, auf folgende »Schritte auf dem Weg zur Vereinigung« fest:

*»Alle Teilnehmer stimmen einmütig zu, daß der Prozeß einer Vereinigung mit dem Zehlendorfer Verband in Gang gesetzt wird. Vor Ort aber muß der Weg des jeweiligen Mitgliedes geklärt werden, in welcher Form die Zusammenführung vonstatten gehen soll ...«*

Da die in Aussicht stehende Fusion des Diakonischen Werkes-IM/HW -in der DDR mit dem Diakonischen Werk Stuttgart vollzogen werden wird -entsprechend der Fusion des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR mit der »Evangelischen Kirche in Deutschland« (EKD) – wodurch der Verband für Evangelische Diakonie in der DDR seinen Status als Fachverband des Diakonischen Werkes/DDR und damit zugleich seinen Rechtsschutz verliert, stellte sich die Frage:

*»Soll der gesamte Verband für Ev. Diakonie eine Vereinigung mit dem Zehlendorfer Verband eingehen, oder soll sich der Verband auflösen und jedes Mitglied einzeln seine Mitgliedschaft zum Zehlendorfer Verband klären?« (2.2)*

Alle Zukunftsüberlegungen hatten noch zur Voraussetzung, »daß die Stellungnahme des Ev.-methodistischen Diakoniewerkes abgewartet werden müsse«. Als Wünsche im Blick auf einen Zusammenschluß mit dem Zehlendorfer Verband wurden geäußert: Beibehaltung der bisherigen Klausurtagung und ihre Öffnung für die westlichen Schwestern und Brüder; Ermöglichung auch künftiger Jahresversammlungen oder eines »grenzüberschreitenden« Ausbaus regionaler Schwesternschafts-Zusammenkünfte; Überprüfung des bisherigen Namens des »Zehlendorfer Verbandes für Evangelische Diakonie« unter Berücksichtigung einer Entwicklung, die zur Aufnahme auch »nicht diakonisch arbeitender« Gemeinschaften und eines freikirchlichen Werkes führte.

Die endgültige Entscheidung des VED über seinen künftigen Weg fiel auf seiner letzten Verbandskonferenz am 25. Mai 1991 während der Klausur in Stralsund: Es war der Beschluß über seine Selbstauflösung. Das Protokoll der Sitzung faßt ihn in folgende Worte:

*»In großer Dankbarkeit gegen Gott wird an die unblutige Revolution und die Wende in unserem Land erinnert. Dieses sollten wir trotz mancher gegenwärtiger Schwierigkeiten nie vergessen.*

*Durch das unfassbare Wunder der Zusammenführung beider deutscher Staaten und der getrennten Kirchen in Deutschland ist uns auch die Wiederherstellung der früheren Gemeinschaft mit dem Zehlendorfer Verband für Ev. Diakonie geschenkt. Es wird der jahrelangen treuen Gemeinschaft vieler Glieder dieses Verbandes in Dankbarkeit gedacht. Die Beendigung unserer Verbandsarbeit betrachten wir als Fortführung unserer Gemeinschaft in erweitertem Rahmen. Die Auflösung des Verbandes für Ev. Diakonie wird einstimmig beschlossen.*

*Vom Vorsitzenden wird den beiden Sekretärinnen, Sr. Anne Fieucke und Sr. Inge Schreiber, noch einmal herzlich für allen Einsatz gedankt.(4)*

Die Verbandskonferenz empfahl (5) den Schwesternschaften, die dem Zehlendorfer Verband bereits vor der Trennung angehört hatten, eine »Wiederbelebung« ihrer Mitgliedschaft formal zu erbitten. Die Evangelische Schwesternschaft und die Greifswalder Diakoninnen-Gemeinschaft werden nach Annahme einer Satzung und nach einer Vereinsgründung den Antrag zur Aufnahme in den Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie stellen.

Das Evangelisch-methodistische Diakoniewerk Leipzig wird entsprechend der Kirchenordnung der Ev.-methodistischen Kirche künftig dem Verband der Ev.-methodistischen Mutterhäuser angehören. Dazu vermerkt das Protokoll:

*»...Das Ausscheiden des Ev.-meth. Diakoniewerkes wird allseitig bedauert und dem Direktor Pastor Solbrig und auch der Oberin Christine Grünert ein besonderer Dank gesagt. Ihre intensive und verantwortungsvolle Mitarbeit, die sich auch in der regen Teilnahme vieler Schwestern und Brüder bei allen Veranstaltungen des Verbandes zeigte, hat die gemeinsame Arbeit wesentlich bereichert.«*

Damit endet ein Nebenskapitel der Geschichte des »Zehlendorfer Verbandes«. »Nebenskapitel« nicht in dem Sinne, als habe sich hier »Nebensächliches« vollzogen, sondern im Sinne einer Nebengeschichte, die jedoch für die Schwesternschaften in der früheren Deutschen Demokratischen Republik von bleibender Bedeutung und Nachwirkung ist. Gottes Segen lag spürbar über diesen Jahren. Er führte endlich wieder zusammen, was doch zusammen gehört. In Dankbarkeit, aber auch Nachdenklichkeit vor dem Herrn der Kirche ergreifen wir das Gegenwärtige, ohne das Vergangene zu vergessen.

Der nächste Schritt auf dem neuen Weg war die Teilnahme an den gemeinsamen Schwesterntagen aus Anlaß des 75jährigen Jubiläums des Kaiserswerther Verbandes und des Zehlendorfer Verbandes vom 20. – 22. September 1991 im Johannesstift in Berlin-Spandau unter dem – nun auch uns – vorwärtsweisenden Gotteswort:

**»Du hast einen weiten Weg vor dir ...«**

Im Januar 1995  
Eckart Schröter

## Zehlendorfer Verband zwischen 1991 und 2016

Die Kurzgeschichte des Zehlendorfer Verbandes schließt mit dem Ende der Dienstzeit von Pastor Neubauer und dem gemeinsamen Jubiläum des Kaiserswerther Verbandes und des Zehlendorfer Verbandes 1991. Pfarrer Schröter beschreibt in seinem Anteil den Verband für Evangelische Diakonie. Wenn wir dem Festvortrag Pastor Neubauers zum Jubiläum vom 20. bis 22. September 1991 im Ev. Johannesstift in Berlin-Spandau folgen, klingt das so: »Gott hat in unseren Schwesternschaften kostbare Wunder getan. Wir brauchen nur darauf zu warten, wie seine Wunder morgen aussehen werden«. Er sprach das hinein in das letzte Quartal von nun 100 Jahren Zehlendorfer Verband und, so Gott will, hat er es mitgegeben auf den weiteren Weg seines Bestehens. Er führte weiter aus: »Wir haben oder machen es uns schwer, unseren diakonischen Auftrag darzustellen nach außen und innen. ... Wir befinden uns nicht auf der ›Insel der Seligen‹, sondern mitten in der Hektik und Last des Alltags ... Nicht auf dieser Insel sind wir zu Hause, sind nicht die heroische ›Opfergängerin‹ oder betrogene Idealistin. Und doch, unser Lebensweg und Einsatz in der diakonischen Gemeinschaft kann zum Lebensgewinn werden. Menschen sind auf der Suche nach Gemeinschaft, aber wenn sie konkret und real wird, wandelt sich gemeinsames Hören auf Gottes Wort und Begegnung in Forderungen und Verbindlichkeit in Bindung. Das enttäuscht viele. Verstehen wir Gottes Liebe morgen mehr als heute? Gemeinschaft lebt von Beteiligung und innerem Engagement. Gewinn stellt sich ein bei denen, die sich Bindungen und Enttäuschung stellen.« Er bringt eine Geschichte dazu aus der frühen Christenheit: Basilius rief Einsiedler zusammen. Doch es zog sie in die Einsamkeit zurück: »Gemeinschaft ist zu schwer«! Basilius antwortete ihnen: »Ja, Gemeinschaft ist schwer, aber wem wollt ihr die Füße waschen, wenn ihr wieder für euch lebt«? Da schwiegen sie und blieben! Für uns bleibt, Menschen in der Buntheit des Lebens Kraft zu geben auf dem weiten Weg der Gemeinschaft in der Diakonie.

Nun feiern wir das 100. Jubiläum des Zehlendorfer Verbandes. 25 Jahre sind seitdem vergangen. Wir blicken zurück. Die Verbandskonferenz 1991 merkt an, Kaiserswerther- und Zehlendorfer Verband werden an gegenseitiger Wahrnehmung und Annahme zu arbeiten haben, ja auf künftige gemeinsame Arbeit zugehen. Dabei dachte man an Öffentlichkeitsarbeit,

Fort- und Weiterbildung sowie an ein Zusammengehen auf politisch-berufspolitischer Ebene und im Gegenüber zu Kirchen.

Unser Image sollte Freude am Beruf im Umgang mit Menschen und Fachkompetenz vermitteln. Die Vorstände haben beschlossen, neben die Verbandskonferenz als jährlich zweites Treffen die vom Verband für Ev. Diakonie eingebrachte Klausurtagung\*), ebenfalls jährlich zu setzen. Bei der Klausurtagung im Mai 1991 hat der Verband für Ev. Diakonie seine Selbstaflösung beschlossen, was ihn in den Zehlendorfer Verband zurückführte, nachdem der Zehlendorfer Verband 1990 bei der gemeinsamen Konferenz in Herrenberg politisch vereinigt war in den beiden Verbänden in Ost und West.

\*) Nach einem Bericht von Schwester Inge Schreiber, die sich 2011 (»Die Diakonieschwester«) an eine Einladung von 1978 erinnerte, gerichtet an alle zum Verband für Evangelische Diakonie gehörenden Schwesternschaften (Zehlendorf musste in der DDR aus dem Namen gestrichen werden). Damals gehörten dazu: Ev. Diakonieschwesternschaft, Schwesternschaft im Sophienhaus Weimar), Ev. Schwesternschaft (früher Innere Mission), Schwesternschaft Bibelschule Malche, Schwesternschaft der Ev. Frauenhilfe Potsdam-Stralsund. – Das waren drei Tage »geistlicher Atempause« mit biblischem Gespräch und Abendmahl. Das Treffen wurde als jährliche Klausur eingesetzt und fand die ersten Jahre im Stralsunder Schwesternheimathaus statt, ab ca. 1982 bei den Greifswalder Diakoninnen, die dazugekommen waren, dann bei der Schwesternschaft des Methodistischen Verbandes in deren Gästehaus in Tabarz. Sie waren durch die Mauer von ihren Mutterhäusern getrennt und schlossen sich dem Verband für Ev. Diakonie als Gemeinschaft an.

Die Treffen mit den Vorständen des Zehlendorfer Verbandes wurden auch während der Zeit der Mauer fortgesetzt als Begegnungen einen Tag nach der Tagung im Heimathaus in Zehlendorf. Im Oktober 1989 wurden Erlebnisprotokolle derer, die im Gefängnis waren, verlesen, was große Betroffenheit auslöste. 1990 gab es die gemeinsame Tagung in Herrenberg mit dem Beschluss: Wir brauchen keine Fusion, denn wir hatten eine Trennung durch die Umstände, nicht eine der Zugehörigkeit. – Ab 1991 gehörte die Klausurtagung als Veranstaltung zum Programm des Zehlendorfer Verbandes. Die methodistischen Diakonissen vereinigten sich wieder mit ihren westlichen Mutterhäusern und verließen den Verband. Die kleine, alt gewordene Gruppe der Ev. Schwesternschaften teilte nicht mehr die Anliegen der Ausbildung und traten gleichfalls aus. Dann folgten die Überlegungen zur Wiederbelebung der Schwesterntreffen. Neu aufgenommen wurden Begegnungen der Altvorstände.

Es bestand große Übereinstimmung, die Nachwuchsarbeit zu stärken. Neben Öffentlichkeitsarbeit sollte die diakonische Bildung gefördert werden durch Vernetzung der Ausbildungsstätten hinsichtlich der Fachgebiete Diakonie und Ethik. Zu Fragen des Ethikunterrichts wurde im Frühjahr 1992 eine Konferenz in Potsdam geplant und wurde auch als erste Tagung der Unterrichtsschwestern durchgeführt. Gedacht war ebenfalls an Teilhabe am Europäischen Einigungsprozess und gemeinsame Stellungnahmen.

Die Vorstände von Kaiserswerther- und Zehlendorfer Verband trafen sich im August 1992 im Vorgriff auf die Jahrestagung beider Verbände, um einen Themenkatalog zusammenzustellen und einen Klausurtermin für 1993 zu finden. – Nach dem Austausch folgten weitere Begegnungen, eine anfängliche Fremdheit schwand und: Die Spiritualität des anderen bestärkte die jeweils eigenen Kräfte. 1993 konnte schon zu einer Tagung von Kaiserswerther Verband, Zehlendorfer Verband und VEDD in das Heimathaus in Berlin-Zehlendorf eingeladen werden. Dem folgten im September 1995 ein Symposium und schließlich eine erweiterte und anhaltende Zusammenarbeit. Mit dem VEDD weiteten sich die Gespräche auf das Thema Diakonat aus, und die EKD kam zeitweise als Gesprächspartner hinzu. Pastor Henckel hat seinerzeit auf Wichern verwiesen und darauf, dass wenn dieser von Kirche spricht, sein eigentliches Thema das Reich Gottes ist. Predigtamt und Diakonat sind eingesetzt um der Geschichte des Reiches Gottes willen. Durch den Dienst seiner Kirche baut Gott sein Reich unter den Menschen. Bei den dem Staat obliegenden Kranken- u. Pflegehäusern bietet die Diakonie dem Staat die Hand, um Mitarbeiter der freien Diakonie einzubringen. Die Krise der bürgerlichen Gesellschaft ist für Wichern der geschenkte Augenblick der Wiedergeburt kirchlicher Diakonie und die Erneuerung des biblischen Diakonenamtes.

In der Verbandskonferenz 1992 wurde die neue Satzung des Zehlendorfer Verbandes beschlossen. Der Vorstand war neu zu wählen. Schon zu diesem Zeitpunkt wurde angekündigt, dass die DIAKONIA-Weltkonferenz 1996 in Deutschland stattfinden sollte.

Unter Leitung von Schwester Ute Hampel, Frau Engel (Greifswald) und Pfarrer Scheurer (Korntal) wurde im Herbst 1993 im Freizeitheim in Schorndorf zum ersten allgemeinen Seminar für Schwestern des Zehlendorfer Verbandes eingeladen mit dem Thema »Wir lernen uns kennen« und einem weiteren Schwerpunkt DIAKONIA Region Afrika Europa, denn die Präsidentin dieser Region, Schwester Ute Hampel, wirkte mit. Ihr Bericht aus der Geschichte von DIAKONIA »Auf dem Weg von Jericho nach Emmaus« und weitere Programmpunkte (wie die Problematik sozialdiakonischer Frauenarbeit in Afrika) hatten mit ihr auch einen internationalen Be-

zug. Gern ließen sich die 36 teilnehmenden Schwestern aus 11 Verbänden einbeziehen in Referate und Gruppenarbeit zu ›Im Herzen des Tigers – DIAKONIA in Afrika‹ ›Zwischen der Trommel und dem Schrei. Herausforderung Afrikas an Europa‹ und ›Was habe ich mit Afrika zu tun? Ein Diabericht zog einen Bogen zur DIAKONIA Welttagung in Wolfville Nova Scotia. Andere geistliche und ethische Themen waren: ›Mensch sein – Schwester sein – Konzept einer christlichen Ethik‹ ›Wo stehe ich? Wo stehen wir?‹, ›Kommunikation – Gebet – Arbeit‹ sowie Vorbereitung des Abendmahlsgottesdienstes und schließlich ein Ausflug. Das bildete den Auftakt zu weiteren Seminaren bis zum Juli 2000 in Heiligengrabe mit erneut sehr anziehendem Programm »Ausziehen, um das Leben zu lernen«.

Die eingesetzte Arbeitsgruppe hatte bis zur Verbandskonferenz im November 1993 die »Zehlendorfer Leitsätze« erarbeitet. Neben der Verpflichtung auf das Wesen der Diakonie im Dienst an der Welt und Bezug auf Gottes Wort gehört das Ja zum gemeinsamen Weg als Gemeinschaften dazu. Überlegungen des Vorjahres wurden definiert, Hospitationsmöglichkeiten untereinander, Seminare und Projekte. Neu aufgenommen wurde der Ev. Schwesternring Bayern e.V. Zu Überlegungen, ob der Schritt hin zu einem Verein getan werden sollte, wollte man eine Auflistung der Vor- und Nachteile erstellen. Die Satzung trat zum 1.1.1994 in Kraft.

Im Oktober 1994 wurde betont, der Zehlendorfer Verband müsse sich in der Diskussion mit der EKD positionieren. Sonst bestehe die Gefahr, dass die Schwesternschaften in einer Weise festgelegt würden, wie sie es nicht wünschten. Eine Arbeitsgemeinschaft zum Thema Diakonat wurde eingesetzt. Die bisherige Schwesternhochschule der Diakonie hatte den Studiengang Pflegemanagement an der Ev. FHS Berlin am 14.11.1994 mit einem Festakt eröffnet.

Zur Verbandskonferenz 1995 trug Pastor Henckel vor, dass in der Verbandsarbeit große Herausforderungen zu bewältigen wären. Neben Diakonatsfragen ging es um die Arbeit am Ev. Curriculum. Die Theologische Kammer sollte eine Stellungnahme für die EKD vorbereiten mit einem ›JA‹ zum Diakonat. Jede Schwesternschaft würde, wenn Entscheidungen vorliegen, auf Fragen ihrer Mitglieder einzugehen haben, nach Angeboten für die Vorbereitung zur Ordination in den Diakonat. Das Faltblatt des Zehlendorfer Verbandes mit neuem Logo des Regenbogens lag vor. Strategien für die Öffentlichkeitsarbeit sollten entwickelt werden. »Die Diakonieschwester« als Organ des Zehlendorfer Verbandes müsste stärker durch alle genutzt werden. – Die Diakonische Konferenz hat sich schwerpunktmäßig befasst mit dem Thema: »Armutorientierte Hilfe als Aufgabe der Kirche und Diakonie«. Daran machte Pastor Henckel fest, dass die Verbandskonferenz sich

zunächst immer mit der Sicherung der Eigeninteressen befasste, bevor man sich der Armut der uns anvertrauten Menschen stellte. Die Reihenfolge der Fragen erfordere Umdenken, eine Buße im biblischen Sinne.

Natürlich war die DIAKONIA Weltkonferenz in Friedrichroda »Brücken der Versöhnung – Hoffnung und Auftrag« zum 50. Jubiläum des DIAKONIA-Weltbundes das Thema der Verbandskonferenz 1996.

Die diakonischen Gemeinschaften wollten ihre Erfahrungen und Kompetenz einbringen in eine »Didaktik der Diakonie«. Sie sollte von Grundfragen diakonischen Handelns ausgehen, sollte lernen im Handeln in Beziehung zu Gott. Man wollte nicht theologisches Wissen allein anhäufen. Im Diakonat ginge es um Fragen wie: Stimmt unser Programm noch? Stichworte waren: Tradition und heutige Gemeinschaftsform – Dienst der Schwesternschaften untereinander. Auf Leitungsebene und in Seminaren wollte man weiter an diesem Fragenkomplex arbeiten.

Die Verbandskonferenz 1997 musste wegen des Ausscheidens von Pastor Henckel einen Vorsitzenden für den Vorstand des Zehlendorfer Verbandes wählen. Den Vorsitz übernahm Pastor Reimann aus Hannover. Das AKOD-Curriculum lag zum Druck vor.

Die Verbandskonferenz 1998 beschloss eine Tagungsverkürzung um einen halben Tag. Die erlebte Gemeinschaft sollte jedoch nicht einer Effektivität zum Opfer fallen. Ein Organigramm war zu erstellen. Die Selbstauflösung des Ev. Kölner Schwestern- u. Pflegerverbandes hat Betroffenheit ausgelöst.

Im Konferenzbericht von 1999 ging es um eine Ausdehnung der Zusammenarbeit mit dem Kaiserswerther Verband – die Ziele: Austausch von Organigrammen, gegenseitige Öffnung von Angeboten, die Ebene Europa. Den drei Verbänden erschien eine Zusammenarbeit mit der Diakonischen Akademie möglich, auch hier mit Themen wie Europa, Zukunftswerkstatt Schwesternschaften und Diakonische Gemeinschaften, Vergütungssystem, Öffentlichkeitsarbeit. Die Broschüre des Zehlendorfer Verbandes: »Wir sind in ihrer Nähe« wurde herausgegeben. Der Zehlendorfer Verband ist nicht eingetragener/nicht rechtsfähiger Verein. Das sei nicht problematisch bei ausschließlich nach innen gerichteter Tätigkeit, würde es aber bei Dienstleistungen nach außen hin. Gemeinnützigkeit liegt vor, wenn alle Mitglieder dies nachweisen. Die Eintragung als e.V. sollte angestrebt und weitere Rechtsfragen zur Klärung gebracht werden. Zur nächsten Konferenz wollte man zusammentragen: »Was tun wir für den diakonischen Auftrag – was ist unser diakonisches Profil?« Dazu wurden dann Thesen von Frau Coenen-Marx vorgetragen.

In der Verbandskonferenz 2000 wurde beschlossen, dass zum 31.12.2000 alle Unterlagen (ab 1.1.1991) an den Sitz des Verbandsvorsitzenden überführt werden.

### Die folgenden Berichte stammen aus »Die Diakonieschwester«:

Die Klausur wurde erlebt als Gemeinschaft mit ihrer gegenseitigen Tragkraft, auch in der Fürbitte und ohne Termindruck, als Erlebnis der örtlichen Gastlichkeit in den verschiedenen schwesternschaftlichen Häusern.

Im Januar 2007 wurde in Herrenberg ein »Internes Vereinigungsfest« der Ev. Diakonieschwesternschaft Herrnberg und Haus und Landschwesternschaft Korntal gefeiert. Der offizielle Festtag fand am 30.3.07 statt in der Stiftskirche in Herrenberg.

Im März 2007 lud Frau Oberin Darenberg aus dem Kaiserswerther Verband ein ins Henriettenstift Hannover zum 1. DIAKONIA-Regionaltreffen-Nord. Dazu reisten Kaiserswerther- und Zehlendorfer Schwestern an aus der Region zwischen Flensburg und Kassel, Magdeburg und Bremen. Schwester Ulrike Kellner berichtete von DIAKONIA weltweit und DIAKONIA Afrika-Europa als verbands- und konfessionsübergreifende internationale Organisation zu aktuellen Themen und Fragen, gerichtet an alle Teilnehmenden als DIAKONIA für Kundige /DIAKONIA für Nichtkundige. Solche Anregungen könnten, wenn sie regelmäßig erfolgten, neugierige und interessierte Schwestern und Brüder dazu bewegen, sich stärker an DIAKONIA-Konferenzen zu beteiligen.

Im gleichen Jahr löste sich die Christophorus-Schwesternschaft der Ev. Schwestern- und Pfliegergemeinschaft e.V. Bad Pyrmont auf. Die Johanner-Schwesternschaft e.V. erklärte nach mehrheitlichem Beschluss des Verwaltungsrates ihren Austritt.

Damit verringerte sich die Gruppe der zum Zehlendorfer Verband gehörenden Gemeinschaften und umfasste 2007:

- Ev. Diakonieschwesternschaft Herrnberg und Haus und Landschwesternschaft Korntal
- Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins Berlin-Zehlendorf e.V.
- Frauenhilfsdiakonieschwesternschaft Rheinland e.V.
- Schwesternschaft der Ev. Frauenhilfe in Westfalen e.V.
- Friederiken- Schwesternschaft Hannover
- Greifswalder Diakoninnengemeinschaft e.V.
- Hessischer Diakonieverein Darmstadt e.V.
- Malche e.V. Porta Westfalica – Schwestern- und Bruderschaft des Missionshauses Malche e.V. Bad Freienwalde
- Schwesternschaft der Ev. Frauenhilfe Stralsund
- Schwestern- und Bruderschaft des Sophienhauses e.V. Weimar
- Ottobrunner Diakonieschwesternschaft e.V.

- Offener Ring – Ev. Verband für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in ambulanten sozialpflegerischen Diensten e.V. (München).

Pastor Reimann gab im Spätsommer 2007 seinen Rücktritt als Vorsitzender des Zehlendorfer Verbandes bekannt. Dr. Martin Zentgraf vom Hessischen Diakonieverein wurde neuer Vorsitzender.

Zum September 2007 wurde aus dem Heimathaus in Berlin-Zehlendorf zu einem weiteren Austausch eingeladen. Dazu trafen sich Schwestern und Brüder aus Schwesternräten des Zehlendorfer Verbandes unter dem Thema »Verbundenheit zum Erbe – Mut zu Neuem! Gemeinschaft – wie funktioniert das?« Auch ging es um die Fragen wie: Die Diakonieschwester von morgen, kosmopolitisch oder auf christlicher Basis? Authentisch sein und effizient in Gottes Namen für die Menschen und ihnen zum Leben verhelfen. Qualität durch Fortbildung und Förderung für alle, Gemeinschaftspflege, Blick über den Tellerrand. Dieses Treffen wurde im Jahr darauf erneut angeboten, wieder mit schwesternschaftlich relevanten Themen und mit der Absicht, Arbeitsthemen mitzunehmen und auch künftig auszutauschen.

Verschiedentlich sind Rüstzeiten sehr gern von pensionierten Schwestern des Zehlendorfer Verbandes besucht worden, auch Singefreizeiten in Herrenberg.

In den Jahren 2012 und 13 konnten zudem die schon früher geplanten SchülerInnentage durchgeführt werden unter den Themen: »Das Leben genießen mit allen Sinnen« und »Nimm hin und iss, du hast einen weiten Weg vor dir – Elia als »Burn Out Patient?«, die beide gern angenommen wurden mit der Aussage: Wir kommen gern wieder!

Wiederholt sind Tagungen für Altvorstände des Zehlendorfer Verbandes ausgerichtet worden. Im Jahre 2011 wurde dazu aus Herrenberg berichtet, man habe sich mit wohlbekannter Programmstruktur und in langjährig bewährter Vertrautheit zusammengefunden auf weiterhin spürbarer diakonischer Grundlinie, jetzt jedoch mit größerer Freiheit und mehr individuellem Zuschnitt. Das Impulsthema war »Diakonie am Sozialmarkt« Alle nahmen Abschied mit: Wiedersehen erwünscht so Gott will und wir leben.

Der Vorsitzende des Zehlendorfer Verbandes, Pastor Zentgraf vom Hessischen Diakonieverein, hat 2008 und 2015 in zwei Veröffentlichungen in »Die Diakonieschwester« über die gegenwärtige Situation von Gemeinschaften im Diakoniat berichtet. Zunächst ging es um eine gemeinsame Veranstaltung von Zehlendorfer Verband, Kaiserswerther Verband und VEDD im Heimathaus. Sie hielt fest, was zur Tradition geworden ist: Die gemeinsame Vertretung im Diakonischen Werk, bei der Mitgliedschaft in DIAKONIA und



Dienstbesprechungen auf Leitungsebene – oder für die nächste Zukunft festgelegt wurde: Der Internetauftritt unter [www.diakonat.org](http://www.diakonat.org) mit Newsletter. Dieses weitreichende Miteinander ist eine Folge davon, dass frühere Unterscheidungen zurückgetreten sind.

Im vergangenen Jahr stellte er die heutige Verortung von Dienstgemeinschaft heraus. Laut Urteil des BAG verlangt dies bei christlichen Dienstgemeinschaften keine konfessionelle Gebundenheit aller Beschäftigten an eine christliche Kirche. Sie bringt in sich selbst zum Ausdruck, was kirchlicher Dienst ist, den Auftrag, das Evangelium mit Wort und Tat zu verkünden.

Da, wo der christliche Bevölkerungsteil sehr gering geworden ist, gehören zunehmend nicht christliche Mitarbeiter zur Dienstgemeinschaft. Das diakonische Profil ist dann durch die Leitung der Einrichtung zu wahren und durch eine kirchlich verankerte Kerngruppe, die ihre Tätigkeit im theologisch-diakonischen Zusammenhang versteht und lebt. Diese Funktion übernehmen unsere diakonischen Gemeinschaften. Er schlug vor, die Ausnahmeregelung für die Einstellung von Nichtchristen in eine Öffnungsklausel zu ändern.

Unsere Gemeinschaften verändern sich heute, auch im gesellschaftlichen Kontext. Aus einer stärkeren Einheitlichkeit und aus Dienst-, Glaubens- und Lebensgemeinschaften haben sie sich zur Pluralität in den Lebensformen sowie zu Dienst-, Glaubens- und Weggemeinschaften entwickelt. Gemeinschaften im Diakonat sind mit ihren Diakonischen Einrichtungen verbunden, die sie gestaltet und geprägt haben. Bis heute nehmen sie dabei eine tragende Rolle ein. Sie sind maßgeblich für das diakonische Profil, gelebte Nächstenliebe aus dem Glauben.

# **Gemeinschaften im Zehlendorfer Verband**



# Evangelischer Diakonieverein Berlin-Zehlendorf e.V.

**Anschrift:** Glockenstraße 8  
14163 Berlin  
**Telefon:** 030/80 99 70-0  
**Fax:** 030/80 99 70-13  
**E-Mail:** info@diakonieverein.de  
**Homepage:** www.diakonieverein.de

**Rechtsform:** eingetragener Verein  
**Gründungsjahr:** 1894  
**Vorstand:** Oberin Constanze Schlecht  
Jan Dreher

## Wie es begann ...

Gegründet wurde der Evangelische Diakonieverein als »Verein zur Sicherstellung von Dienstleistungen der evangelischen Diakonie« am 11. April 1894 in Elberfeld, heute Wuppertal, von dem Theologen und Leiter des Predigerseminars in Herborn, Prof. Dr. Friedrich Zimmer (1855-1919). Anders als bei den Diakonissenmutterhäusern war es nicht Ziel des Vereins, eine Schwesternschaft zu gründen, sondern vielmehr Frauen eine Berufsausbildung und damit eine Selbständigkeit zu ermöglichen. Friedrich Zimmer sah zum einen die unbefriedigende Situation der Töchter »gebildeter Stände«, die gerne eine sinnvolle, eigenständige Aufgabe übernommen hätten, gleichzeitig aber auch kaum Kenntnis von der sozialen und wirtschaftlichen Situation anderer Bevölkerungsgruppen mitbrachten. Zum anderen stand ihm der Bedarf an ausgebildeten Schwestern sowohl in Krankenhäusern als auch in Gemeinden sowie die allgemeine soziale Not seiner Zeit vor Augen. Beeinflusst auch durch die Frauenbewegung beschloss er, Ausbildungsstätten, sogenannte »Diakonieseminare«, für evangelische junge Frauen zu schaffen auf christlicher Grundlage, aber ohne die Bindung an ein Mutterhaus.

Das erste Diakonieseminar für Krankenpflege nahm am 1. Juli 1894 seinen Lehrbetrieb in den Städtischen Krankenanstalten in Elberfeld unter der Leitung von Oberin Anna Margarethe van Delden (1858-1938) auf. Die eigentliche Gründung der Schwesternschaft vollzog sich erst einein-

halb Jahre später, am 6. Oktober 1895, mit der ersten Einsegnung von 11 Diakonieschwestern in der Kirche in Werdorf bei Herborn. Hiermit war der »Schwesternverband« gegründet. Dadurch erlangten die Schwestern, neben Lebensinhalt und -unterhalt durch die berufliche Tätigkeit in der Diakonie, den Rückhalt einer tragenden Gemeinschaft. Da die Zahl der Bewerbungen für eine Krankenpflegeausbildung stieg und der Bedarf von Krankenhäusern an ausgebildeten Schwestern hoch war, wurden bald auch in anderen Städten Diakonieseminare eingerichtet. Neben die Ausbildung in der Krankenpflege traten die Erziehungsarbeit und die »Wirtschaftsdiakonie« (Küchen- und Hauswirtschaftsleitung). Später waren Diakonieschwestern auch in zahlreichen weiteren sozialen und kirchlichen Berufsfeldern tätig. 1916 gründete der Evangelische Diakonieverein zusammen mit fünf weiteren Schwesternschaften die »Zehlendorfer Konferenz«, den heutigen Zehlendorfer Verband.

## Die weitere Entwicklung

Im Verlauf der 120 Jahre ihres Bestehens entwickelte sich die Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins vielfältig. Gemäß dem Motto von Friedrich Zimmer: »Wir wollen dem Herrn dienen, indem wir den Bedürfnissen der Zeit dienen«, wandelten sich die Aufgaben und Strukturen. Während der Schwesternschaft zunächst nur ledige evangelische Frauen angehörten, war es später möglich, als verheiratete Schwester mit Anbindung an die Schwesternschaft im Verein zu bleiben. Seit 1993 gehören verheiratete Frauen und Mütter mit vollen Rechten zur Schwesternschaft, die aber weiter eine Gemeinschaft von evangelischen Frauen blieb. Da aber auch junge Männer sowie Frauen anderer christlicher Konfessionen in die Ausbildungen des Evangelischen Diakonievereins kamen, bildete sich in den 1990er Jahren eine weitere Gruppe unter dem Dach des Diakonievereins: Die Schwestern und Pfleger im Evangelischen Diakonieverein. In diesem Jahr (2015) beschloss die Schwesternschaft, diese Gruppe voll zu integrieren, so dass wir nun eine evangelische Gemeinschaft sind, zu der Schwestern und Brüder, die Mitglied einer Kirche der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK) sind, gehören können. Um unsere Wurzeln und unsere Ausrichtung deutlich zu machen, blieb bisher bewusst der Name »Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf e.V.« erhalten.

## Der Evangelische Diakonieverein und seine Schwesternschaft heute

Das früher übliche gemeinsame Leben im Schwesternwohnheim bildet heute die Ausnahme. Das Selbstverständnis, »Leben und Beruf als Diakonie im Auftrag Jesu Christi« zu verstehen sowie die Verbundenheit im christlichen Glauben und im schwesternschaftlichen Netzwerk sind jedoch geblieben.

Dieses Netzwerk konkretisiert sich zunächst in regionalen Zentren, den »Bezirken«. Diese entsprechen auch der historisch gewachsenen dezentralen Struktur der Schwesternschaft. Zentrum eines Bezirkes ist meist ein größeres Krankenhaus, in dem in der Regel die »Bezirksoberein« als Pflegedirektorin tätig ist und dem eine Ausbildungsstätte angegliedert ist. Zum Bezirk gehören jedoch auch die weiteren Einsatzorte des Diakonievereins in dieser Region (z.B. weitere Krankenhäuser, Senioreneinrichtungen, ambulante Pflege) sowie die dort lebenden Diakonieschwestern und -brüder. Der »Bezirksschwesternrat« ist das gewählte Vertretungsgremium der Diakonieschwestern und -brüder des jeweiligen Bezirkes. Hier werden wichtige Dinge des schwesternschaftlichen Lebens vor Ort und Fragen der Schwesternschaft insgesamt beraten. Einmal im Jahr treffen sich Vertreterinnen der einzelnen Bezirksschwesternräte im Heimathaus in Berlin-Zehlendorf zum »Gesamtschwesternrat«. Ein weiteres zentrales Treffen ist der mindestens einmal jährlich in Berlin stattfindende Schwesterntag, zu dem alle Diakonieschwestern und -brüder eingeladen sind.

Nach Absolvierung verschiedener Kurse zur diakonischen Bildung können die Schwestern (und künftig auch Brüder) in einem Gottesdienst in »das kirchliche Amt der Diakonie« eingesegnet werden. Eingesegnete Schwestern können am Schwesterntag in die »Verbandsschwesternschaft« aufgenommen werden, die den inneren, in besonderer Weise verantwortlichen Kern der Schwesternschaft darstellt. Der Schwesterntag ist gleichzeitig das Beschlussgremium der Schwesternschaft, ein Forum des Informationsaustausches und ein fröhliches Begegnungsfest, somit ein wichtiger Baustein des überregionalen Netzes. Weitere Elemente des Netzes sind die Informations- und Kontaktpflege vom »Heimathaus« aus. Dieses ist nicht nur die Verwaltungszentrale, sondern vor allem zentrale Begegnungsstätte für die Gemeinschaft. Hier werden beispielsweise diakonische Kurse, fachliche Fortbildungen und Tagungen für die verschiedenen Zielgruppen angeboten. Außerdem befindet sich hier das Gäste- und Tagungshaus des Vereins, das auch von externen Gästen und Gruppen genutzt wird.

Zur Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins gehören zurzeit rund 1850 Schwestern und Brüder, von denen 350 im Ruhestand und ca. 500 in der Ausbildung sind. Weitere 240 Personen sind über den »Freundeskreis« mit uns verbunden.

Die Schwerpunkte der Arbeit des Evangelischen Diakonievereins liegen traditionsgemäß in der Pflege (Kranken-, Kinderkranken- und Altenpflege) und in der Bildung, insbesondere der Aus-, Fort- und Weiterbildung innerhalb der Pflege sowie in der diakonischen Bildung. Neben den traditionellen Ausbildungen in der Pflege wird an verschiedenen Orten in Kooperation mit Hochschulen ein duales Pflege-Studium mit Bachelor-Abschluss angeboten.

Fachlich-soziale Kompetenz und christliche Nächstenliebe bilden gemeinsam die Grundlage der Arbeit. Die Schwesternschaft bietet Personalentwicklung, sie fördert und unterstützt in der Ausbildung und im Beruf und begleitet bis ins hohe Alter.

Seit 2011 hat auch der Zweig der sozialen Arbeit, in dem zwischenzeitlich nur einzelne Diakonieschwestern tätig waren, wieder Bedeutung gewonnen. Dieser Bereich konkretisiert sich vor allem in der MILaa (Miteinander leben, aber anders), deren Aufgabengebiet Obdachlosen- und Jugendhilfe umfasst und die in der Flüchtlingshilfe aktiv ist – eine der Tochtergesellschaften des Evangelischen Diakonievereins. Als weitere Tochtergesellschaften sind das Kreiskrankenhaus in Rotenburg an der Fulda und die Diakoniestation van Delden in Zehlendorf zu nennen. Beteiligt ist der Diakonieverein außerdem an zwei Einrichtungen in Berlin, dem Ev. Krankenhaus Königin Elisabeth Herzberge und dem Diakonie-Hospiz Wannsee.

Weitere Aufgabengebiete für Diakonieschwestern sind z. B. auch die Seelsorge, die Religionspädagogik, die Psychologie oder die kirchliche Gemeindegemeinschaft. Einzelne Schwestern arbeiten im europäischen und außereuropäischen Ausland.

# Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins Darmstadt

**Anschrift:** Freiligrathstraße 8  
64285 Darmstadt  
**Telefon:** 0 61 51/30 75-281  
**Fax:** 0 61 51/30 75-29 281  
**E-Mail:** martin.zentgraf@hdv-darmstadt.de  
**Homepage:** www.hdv-darmstadt.de

**Gemeinschaftsleitung: Vorstand Pfr. Dr. Martin Zentgraf (Vors.)**  
**Oberin Christa Kronauer (stellv. Vors.)**

## **Beschreibung / historischer Abriss:**

Der Hessische Diakonieverein e.V. Darmstadt (im folgenden HDV) wurde am 13. Juni 1906 auf Anregung der »Freien landeskirchlichen Vereinigung« unter den folgenden Gesichtspunkten gegründet:

1. Berücksichtigung des Selbständigkeitsstrebens in der Frauenwelt bei Ausbildung, Anstellung und Versorgung der Schwestern.
2. Gründlichkeit in der religiösen Vertiefung und medizinischen Ausbildung für den Pflegeberuf und Mitarbeitende im Gesundheitswesen.
3. Klares, sachentsprechendes Verhältnis der Vereinsleitung zu den Leitungen der Einrichtungen, in denen die Schwestern arbeiten.

Der Pfarrer der Darmstädter Johannesgemeinde, D. Johannes Guyot, war der Initiator und auch der 1. Vorsitzende des HDV. Die Kontakte zu Prof. Zimmer und seinem Werk, dem Ev. Diakonieverein Berlin-Zehlendorf, veranlassten die Gründer, nicht das Mutterhaussystem, sondern die Vereinsform zu wählen. Höhere Schulbildung und vertiefte Allgemeinbildung sollten die Voraussetzung für eine verständnisvolle Zusammenarbeit mit Ärzten und Pfarrern bieten; eine Kinderpflegerinnenschule in Darmstadt und ein Vorseminar im Kreiskrankenhaus Groß-Gerau halfen Volksschülerinnen, diese zu erreichen. Im Stadtkrankenhaus Darmstadt und im Freimaurerkrankenhaus Hamburg wurden die Schülerinnen in der Krankenpflege ausgebildet. Anstelle eines eigenen Krankenhauses schuf man ein Gemeindepflegeseminar,

das als Mittelpunkt der ganzen Arbeit 1927 zur »Wohlfahrtsschule« im Heimathaus in der Freiligrathstraße 8 ausgestaltet wurde. Der Unterkurs dieser Schule wurde für alle Schwestern nach dem Krankenpflegeexamen in einem einjährigen Lehrgang die Grundlage für die Gemeindepflege.

In den ersten drei Jahren konnten schon 11 Gemeinden übernommen und damit ein Ziel des Vereines, die Diakonie, gefördert werden. Mehr als 100 Gemeinden in Hessen wurden im Laufe der Jahre mit Diakonieschwestern versorgt, die sich in Krankenpflege und Gemeindegarbeit einzeln und auch auf zentralen Stationen bewährten.

Die beiden Weltkriege, Inflation und Währungsreform brachten wirtschaftliche, die Zeit ab 1933 auch politische Nöte. Stärkung und Festigung der Arbeit bedeutete der Zusammenschluss mit dem Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein, dessen Verwaltung 1939 ganz nach Darmstadt übernommen wurde. Heute ist der HDV Immobilieneigentümer eines Krankenhauses und von Senioren-Pflegeheimen in Hessen und Rheinland-Pfalz. Die Angehörigen der Schwesternschaft sind hauptsächlich in diesen Einrichtungen tätig – angestellt bei der HDV gemeinnützigen GmbH. Zur Schwesternschaft gehören heute ca. 500 Frauen und Männer. Die »Wohlfahrtsschule«, die vorübergehend geschlossen war, konnte 1945 als »Seminar für soziale Berufsarbeit«, später als »Höhere Fachschule für Sozialarbeit«, im Diakonischen Zentrum wieder beginnen. Die Entwicklung lief ab dem 01.08.1971 auf die »Evangelische Hochschule Darmstadt« in Trägerschaft der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau zu.

# Die Friederiken Schwesternschaft des Evangelischen Diakoniewerks Friederikenstift

**Anschrift:** Humboldtstraße 5  
30169 Hannover,  
**Telefon:** 05 11/1 29 22 04  
**E-Mail:** [friedrich.ley@diakovere.de](mailto:friedrich.ley@diakovere.de)  
**Homepage:** [www.friederikenstift.de](http://www.friederikenstift.de)

**Gemeinschaftsleitung:** Oberin N.N.  
Pfr. Dr. Friedrich Ley

175 Jahre Friederikenstift: Das heißt zugleich 175 Jahre Schwesternschaft! Das ist gelebte Diakonie und Bestandteil diakonischer Identität: Bei kranken Menschen zu sein und für sie in der Nachfolge Jesu zu sorgen, gehört zu den zentralen Aufgaben christlicher Praxis. In den 175 Jahren gab es für die Diakonieschwernerschaft der Friederiken immer wieder große Herausforderungen. Dabei galt es stets, die Balance zu finden zwischen Tradition und Moderne, dem Festhalten an Bewährtem und dem Beginnen von Neuem als Antwort auf die Fragen der Zeit.

Der Ursprung des Friederikenstifts Hannover und seiner Schwesternschaft ist der Frauenverein für Armen- und Krankenpflege, den Ida Arendhold, die ledige Tochter eines hannoverschen Beamten, 1840 gemeinsam mit anderen Frauen aus dem städtischen Bürgertum gründete. Um die Folgen der damals herrschenden Massenarmut zu lindern, unterstützte der Verein bedürftige Familien mit Sachspenden und stellte ihnen Materialien für Heimarbeiten zur Verfügung.

1843 bezog der Frauenverein ein eigenes Gebäude. König Ernst August von Hannover zahlte die Pacht aus seinem Privatvermögen. Ein Jahr später gab er dem Komplex in Erinnerung an seine verstorbene Gemahlin Friederike den Namen »Friederikenstift«. Im Laufe der Zeit errichtete der Frauenverein hier eine Materialausgabe- und Verkaufsstelle für Heimarbeiten, Armenwohnungen, einen Kindergarten, eine Suppenküche, eine Dienstbo-

tenschule und schließlich Krankenzimmer. Außerdem war ein Betsaal eingerichtet worden.

Zur Erledigung der umfangreichen Hausarbeiten und der Krankenpflege stellte der Verein ab 1851 »Gehülfinnen« ein. Diese lebten gemeinsam mit der Vereinsvorsteherin unter dem Dach des Friederikenstifts, um »den Dienst der Barmherzigkeit zu üben im Gehorsam gegen das Wort des Herrn«. Das gemeinsame, vom Glauben geleitete Leben und Arbeiten unter einem Dach ähnelte dem Leben von geistlichen Gemeinschaften, insbesondere von Diakonissenmutterhäusern. Wohl in Anlehnung daran wurden die Gehilfinnen seit den 1880er-Jahren »Schwestern« und die Vereinsvorsteherin »Oberin« genannt.

1875 kaufte der Verein das mittlerweile baufällige Gebäude und ersetzte es durch einen Neubau mit einer größeren Anzahl von Krankenzimmern und einer Kapelle. Zunächst betrieb er seine vielfältigen sozialen Aktivitäten weiter. In den 1920er-Jahren aber stellten die Verantwortlichen entscheidende Weichen für die weitere Entwicklung: Die von 1916 bis 1928 amtierende Oberin Ella Freiin von Hake, eine ausgebildete Johanniterschwester, und der leitende Arzt Dr. Justus Hoff setzten sich engagiert für eine Umgestaltung des Friederikenstifts zu einem reinen Krankenhaus ein. Aufgrund guter Kontakte von Dr. Hoff zu den Berufsgenossenschaften erklärte sich das Friederikenstift zum Aufbau einer entsprechenden Station bereit, und die Berufsgenossenschaften förderten den Krankenhausbau finanziell.

Um die Schwestern bestmöglich für ihre Arbeit in der Pflege zu qualifizieren, entsandte Oberin von Hake sie in auswärtige Krankenhäuser, wo sie eine einjährige Ausbildung mit einem staatlich anerkannten Examen absolvierten. Zugleich baute das Friederikenstift eine eigene Krankenpflegeschule auf, die 1922 die staatliche Anerkennung erhielt. Sieben Jahre später war mit der Aufgabe aller anderen bisherigen Tätigkeitsfelder und der Errichtung eines neuen Gebäudeflügels die Umwandlung zu einem modernen Krankenhaus abgeschlossen.

1927 stellte der Frauenverein Pastor Hans Hustedt als ersten hauptamtlichen Vorsteher ein, um die Oberin unter anderem bei der bedeutend gewachsenen Geschäftsführung des neu konzipierten Stifts zu entlasten. Seitdem bilden Vorsteher und Oberin gemeinsam den Schwesternvorstand.

Pastor Hustedt und Oberin von Hakes Nachfolgerin Luise Gräfin von Hardenberg, von 1929 bis 1935 im Amt, bauten miteinander eine Schwesternschaft mit zukunftsweisendem Konzept als Rückgrat für das neue Arbeitsfeld des Friederikenstifts auf. Dafür warb das Stift gezielt um junge Frauen mit höherer Schulbildung und ausgeprägtem Interesse am sozialen Engagement. In einer genossenschaftlichen Glaubens- und Arbeitsgemeinschaft lebten die Schwestern und die Oberin im Friederikenstift als ihrem

Mutterhaus. Dieses versorgte sie, zahlte ihnen ein Taschengeld für ihre persönlichen Bedürfnisse und sicherte ihnen zu, bis zu ihrem Tod im Stift leben zu können und von diesem unterhalten zu werden. Diese genossenschaftliche Lebensweise löste sich in den 80er Jahren auf, und viele Schwestern verließen ihre Wohnung im Stift nur schweren Herzens.

1990 wurde zum ersten Mal eine Oberin aus den Reihen der Friederiken berufen. Zuvor waren das Amt der Oberin und die Funktion der Pflegedirektorin auf zwei Personen verteilt. Sr. Dorothea Geweke war die erste Frau, die beide Positionen in Personalunion verkörperte. Gemeinsam mit dem Vorsteher Pastor Rainer Reimann hat sie maßgeblich die Erneuerung und die Weiterentwicklung unserer Schwesternschaft positiv geprägt.

So wurde es mit der Satzungsänderung 1994 auch verheirateten Frauen möglich, Mitglied in der Schwesternschaft zu sein. Viele der ehemaligen Friederiken, die auf Grund der Eheschließung ausgeschlossen worden waren, konnten nun endlich wieder der Schwesternschaft angehören. 1997 erfolgte die erste Einsegnung verheirateter Schwestern. Seitdem steigt die Zahl der Friederiken stetig, und die Schwesternschaft zählt so viele eingeseignete Schwestern wie nie zuvor in ihrer Geschichte – wir sind zu einer Mehrgenerationen-Gemeinschaft geworden, in der jede Frau ihrer Altersgruppe und ihrer Lebensphase gemäße Angebote finden kann.

In der Schwesternversammlung, dem obersten Organ der Schwesternschaft, wurde 2010 von der Mehrheit der Schwestern beschlossen, dass zukünftig auch Männer – als außerordentliche Mitglieder – einen Platz unter dem Dach der Schwesternschaft haben können. Mit dem Status »außerordentliches Mitglied« waren die Bewerber zunächst nicht ganz einverstanden, und so dauerte es noch bis zur Schwesternversammlung im Jahr 2014, dass sich zwei Männer um die Aufnahme bewarben. So wurden im November 2014 im Rahmen eines feierlichen Gottesdienstes, in dem zugleich Schwestern in das Amt der Diakonie eingeseignet wurden, zum ersten Mal in unserer Geschichte Männer in die Schwesternschaft aufgenommen.

Die zeitgemäße Lebendigkeit unserer Gemeinschaft soll nicht nur im Inneren gelebt, sondern auch nach außen hin präsentiert werden. 2013 hat die Schwesternschaft deshalb neben ihrer traditionellen Festtracht gemeinsam mit einer Designerin eine neue, moderne Tracht entwickeln lassen. Diese wird zu besonderen Anlässen oder repräsentativen Veranstaltungen getragen. Im Dienst sind die Friederiken an ihrer Brosche erkennbar, die sie an ihrer Dienstkleidung tragen.

175 Jahre lebendige Diakonie: Das ist eine ständige Herausforderung, der wir uns in der Vergangenheit erfolgreich gestellt haben und die wir auch für die Zukunft mit Freude annehmen. In der Umsetzung bedeutet das ein großes Engagement in den Bereichen Pflege, Aus- und Weiterbildung auf

verschiedenen Ebenen. Es heißt aber auch, immer wieder neue Antworten zu finden auf die Frage, was die Menschen in der je gegenwärtigen Zeit benötigen und was sie zu geben bereit sind. Strukturen müssen kontinuierlich kritisch betrachtet werden – ganz im Sinne unseres Leitsatzes »Verbundenheit zum Erbe – Mut zu Neuem« müssen Abwägungen getroffen werden, um bei notwendigen Veränderungen Bewährtes zu erhalten. Diesen Herausforderungen werden wir uns auch weiterhin stellen: »Tradition im Rücken – Blick nach vorn!« Unsere starke Gemeinschaft entwickeln wir weiter, ohne zu vergessen, wo unsere Wurzeln sind.

# Evangelische Diakonieschwesternschaft Herrenberg-Korntal

**Anschrift:** Hildrizhauser Str. 29  
71083 Herrenberg  
**Telefon:** 070 32/20 60  
**E-Mail:** info@evdiak.de  
**Homepage:** www.evdiak.de

**Vorstand:** Dr. Andreas Löw (leitender Pfarrer)  
Heidrun Kopp (Oberin)

## Leitwort:

*Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus und dankt Gott, dem Vater, durch ihn (Kolosser 3,17).*

Wir sind eine Gemeinschaft von Frauen und Männern in der evangelischen Kirche, die in der Pflege und Begleitung kranker und alter Menschen sowie in der Unterstützung von Familien ihre Hauptaufgabe sehen.

Wir verstehen uns als Glaubens-, Dienst- und Weggemeinschaft und orientieren uns an unserem Leitbild: »Diakonie ist für uns Auftrag und Möglichkeit, die Zuwendung Gottes, aus der wir leben, anderen im Alltag und in Krisen- und Grenzsituationen erfahrbar zu machen. Gemeinsam im Glauben leben und wachsen, miteinander arbeiten und feiern und in Krisen füreinander da sein, ist lebendiger Ausdruck unserer Gemeinschaft.«

1913 wurde in Herrenberg eine neue Schwesternschaft gegründet, der »Verband für besoldete Krankenpflegerinnen von christlicher Gesinnung«. Federführend hierbei war Pfarrer Gustav Fischer. Es wurden Frauen in Pflegeberufen ausgebildet, angestellt und bezahlt. Gleichzeitig erfuhren sie die schützende, prägende und stärkende christliche Gemeinschaft. Die ersten Arbeitsfelder waren verschiedene Gemeindestationen sowie das Herrenberger Krankenhaus. 1926 gründete Heidi Denzel in Korntal die Evangelische Hausschwernerschaft, um überlastete, kranke Mütter zu unterstützen. 2007 fusionierten die Korntaler und die Herrenberger Gemeinschaft zur Evangelischen Diakonieschwernerschaft Herrenberg-Korntal. Heute ist

das Mutterhaus in Herrenberg mit der Mutterhauskirche Zentrum und Begegnungsstätte der Schwesternschaft. Das ehemalige Mutterhaus in Korntal bleibt ein weiterer wichtiger Treffpunkt.

Wir engagieren uns in der Krankenpflege, in der Altenhilfe, in der Familienpflege und in der Hospizarbeit. Wir sorgen für die Ausbildung in diesen Bereichen im diakonischen Geist und führen ein gastfreundliches Tagungshotel.

Als Schwesternschaft nehmen wir diesen diakonischen Dienst der Kirche wahr, weil wir als Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Nachfolge Jesu stehen. Wir verstehen uns als Glaubens-, Dienst- und Weggemeinschaft und sind ein freies Werk der Landeskirche.

Zu unserer Gemeinschaft gehören ca. 500 Frauen und Männer, ledige und verheiratete, die den diakonischen Auftrag der Schwesternschaft mittragen. Die Krankenpflegeausbildung erfolgt am Kreiskrankenhaus Herrenberg und am Krankenhaus Siloah in Pforzheim, die praktische Altenpflegeausbildung in unseren Pflegeeinrichtungen. Die Ausbildung in der Familienpflege erfolgt an der Evang. Berufsfachschule für Haus- und Familienpflege in Korntal. Unsere Schwestern und Brüder arbeiten in der Kranken- und Altenpflege in Krankenhäusern, in Alteneinrichtungen, in der ambulanten Krankenpflege sowie in Familien. Mitgliedschaft ist auch in der Familienphase oder bei Ausübung eines anderen Berufes möglich. Immer wieder sind auch Mitglieder im Ausland tätig. Dies bringt für die ganze Gemeinschaft eine wertvolle Bereicherung.

Die Schwesternschaft ist Trägerin von sieben Alten- und Pflegeheimen. Darüber hinaus sind wir engagiert in der Hospizarbeit und führen ein gastfreundliches Tagungshotel. Die Diakonieschwernerschaft legt großen Wert auf ein enges und selbstverständliches Verhältnis zu den Ortsgemeinden und zur württembergischen Landeskirche. Daneben bestehen verschiedene ökumenische Kontakte im In- und Ausland, die zu engeren Beziehungen geführt haben und den eigenen Horizont erweitern.

Unser Zeichen: Rund und farbig ist es und dynamisch bewegt. Ein Kreuz, dessen Balken von weit her zu kommen scheinen, verbindet Himmel und Erde: nur zusammen bilden sie das Ganze. Und da beginnt etwas von oben her, im Himmel, von Gott her. Ein zartes Gewächs. Tief geht es zunächst hinab auf die Erde, bis es den Kreuzbalken quert und wieder nach oben wächst in das Blau des Himmels und sich dort dreifach entfaltet. Es hat offenbar große Kraft, schafft sich Raum. Was da aufwächst: Blätter eines Keimlings? Blütenblätter? Dreifache Frucht? Dynamik der Menschwerdung Gottes, Dynamik des Geistes, Dynamik der Schöpfung – der dreieinige Gott ist am Werk. Neues entsteht – und wir sind mittendrin.



# Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe Potsdam-Stralsund

## Werk der Union Evangelischer Kirchen in der EKD

**Anschrift:** Große Parower Straße 42  
18435 Stralsund,  
**Telefon:** 0 38 31/30 29 53  
**E-Mail:** [SchwesternschaftderEvangelischenFrauenhilfe@tele2.de](mailto:SchwesternschaftderEvangelischenFrauenhilfe@tele2.de)  
**Homepage:** [www.schwesternheimathaus.de](http://www.schwesternheimathaus.de)

### Gemeinschaftsleitung: Oberin Petra Zulauf

In der Tradition der Evangelischen Kirche der Union (EKU) ist die Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe Potsdam-Stralsund heute ein Werk der Union Evangelischer Kirchen in der EKD (UEK). Anfang des 20. Jahrhunderts gründeten die Provinzialverbände der Evangelischen Frauenhilfe in folgenden Kirchen der Altpreußischen Union Schwesternschaften: Ostpreußen, Schlesien, Pommern, Rheinland, Westfalen, Berlin-Brandenburg und in der Kirchenprovinz Sachsen.

Die Wurzeln der Schwesternschaft liegen in der über 100jährigen Geschichte der Evangelischen Frauenhilfe. Aus ihrem sozial-diakonischen Engagement und ihrer geistlichen und geistigen Arbeit heraus gründeten sie die Frauenhilfe-Schwernschaften. Noch heute ist die Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe Potsdam-Stralsund Mitglied im Dachverband der Evangelischen Frauen in Deutschland e.V. .

Die Schwesternschaft blickt auf eine lange, bewegte und auch wechselhafte Geschichte zurück. Jede zeitgeschichtliche Epoche nahm Einfluss auf das Leben der Schwestern und stellte die Schwesternschaft vor besondere Herausforderungen. Dabei wussten und wissen sich die Schwestern in ihrer Gemeinschaft getragen und von Gott begleitet. Immer wieder schenkte Gott ihnen Hilfen und ließ ihnen Wegweisung zukommen. Diese Erfahrungen tragen unserer Schwesternschaft bis heute.

*Was ihr getan habt einem oder einer unter meinen geringsten Brüdern und Schwestern, das habt ihr mir getan.*

Nach diesem Vers aus dem Matthäusevangelium (Kapitel 25, Vers 40) richten wir Schwestern unser Leben aus. Dieses Jesus-Wort ist für uns gleichermaßen Auftrag, Zuspruch und Herausforderung, und beinhaltet das Handeln und Beten für die »nahen« Geschwister genauso wie das Engagement für die »ferne« Schwester, beispielsweise für Schwester Regina, die seit 5 Jahren in einem Aids-Hospiz in Kabwe, Sambia, arbeitet.

In gemeinschaftlicher Verbindlichkeit und individueller Freiheit bilden wir eine Glaubensgemeinschaft von Frauen unterschiedlichen Alters, verschiedener Lebensformen und unterschiedlicher Wohnorte.

Die Schwesternschaft bietet ihren Schwestern (derzeit 41 Stamm- und 20 Feierabendschwwestern) und den Mitgliedern im »Ring der Freunde und Freundinnen« (derzeit 40) eine geistliche Heimat. Der Wirkungskreis reicht weit über die Regionen Stralsund und Potsdam/Berlin hinaus.

Gemeinschaftsfördernde und individuell stärkende spirituelle, lebensbegleitende und seelsorgerliche Angebote prägen das Miteinander. Diese zu ermöglichen, ist der Dienstauftrag der Oberin, ebenso wie die Geschäftsführung. Die Oberin ist die einzige hauptamtlich Beschäftigte der Schwesternschaft. Der Leitungskreis verantwortet mit der Oberin und dem Schwesternrat die Arbeit der Schwesternschaft.

Zunehmend wichtiger wird die Begleitung der Feierabendschwwestern und der im Ruhestand lebenden Mitglieder des Freundeskreises, die sich nicht mehr auf den Weg machen können. In den vergangenen Jahren zogen einige aus ihrem vertrauten Lebensraum in eine stationäre Einrichtung der Altenpflege bzw. in Angebote des Betreuten Wohnens. Schwesterntreffen finden im Zimmer bzw. in der Wohnung einer Schwester oder im Gemeinschaftsraum der Einrichtungen statt. Regelmäßig erscheinende Schwesternbriefe informieren und verbinden Schwestern und Mitglieder im Freundeskreis. Weiterhin versendet die Schwesternschaft an alle einen Kartengruß zum Geburtstag und zu Weihnachten das Losungsbüchlein für das kommende Jahr, mit handgeschriebener Geburtstagslosung.

Besonders wichtig sind für unsere Schwesternschaft die Kontakte zur Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe in Westfalen e.V. und zur Frauenhilfs-Diakonieschwernschaft im Rheinland e.V. . Diese historisch gewachsenen Verbindungen werden weiterhin bewusst gepflegt und die Zusammenarbeit kontinuierlich verstärkt. Im Dezember 2009 wählten die Frauenhilfs-Diakonieschwwestern mich zu ihrer Oberin, verbunden mit dem Dienstauftrag, das geistliche Leben der Schwesternschaft zu gestalten.

Die »Einheit in der Vielfalt« der Frauenhilfe-Schwwestern zeigt sich besonders während des alle zwei Jahre stattfindenden Gesamtschwwesternta-

ges. »Reihum« wird dieser in Bonn, Soest und Stralsund veranstaltet, und in einem gemeinsamen Schwesternbrief dokumentiert. Die Schwesternräte der drei Frauenhilfe-Schwesternschaften treffen sich jährlich zu einer gemeinsamen Sitzung. Eine Arbeitsgruppe beschäftigt sich mit inhaltlichen, strukturellen und organisatorischen Zukunftsfragen wie der Nachwuchs- bzw. Mitgliedererwerb. Unser Jahresprogramm »Miteinander unterwegs« lädt alle Schwestern und Freundeskreismitglieder zu den Veranstaltungen der »Cousinen« ein.

Alle drei Frauenhilfe-Schwesternschaften sind Mitglieder im Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie e.V., und damit eingebunden in die deutschland- und weltweite DIAKONIE.

Seit 1933 ist die Stiftung Stralsunder Schwesternheimathaus Arbeitsfeld der Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe. Diese zeichnet verantwortlich für ein Evangelisches Altenzentrum und einen kleinen Gastbereich. Gemeinsam mit der Schwesternschaft bietet sie für Jugendliche die Möglichkeit eines Berufsfindungsjahres im Krankenpflegerischen und hauswirtschaftlichen Bereich an.

Die Stiftung übertrug der Schwesternschaft die Verantwortung für das geistliche Leben. [www.schwesterheimathaus.de](http://www.schwesterheimathaus.de)

Einige unserer Schwestern und Freundinnen sind im Evangelischen Altenzentrum angestellt.

Zur seelsorgerlichen und geistlichen Begleitung gehören Andachten und Wochenschlussgottesdienste, das Feiern der Feste im Kirchenjahr und die Sterbebegleitung. Für die Mitarbeitenden werden Werk- und Teamandachten sowie Glaubenskurse angeboten, um sie für ihren verantwortungsvollen und Kräfte fordernden Dienst zuzurüsten.

Mit den Begriffen Freiheit und Verbindlichkeit lassen sich die Besonderheiten unserer Schwesternschaft zusammenfassen. Gleichzeitig beschreiben sie auch die Gründe, warum gerade immer wieder Frauen jungen und mittleren Alters sich zum Eintritt in die Schwesternschaft oder zunächst in den Freundeskreis entscheiden.

Jede Schwester weiß um ihre geistliche und geistige Heimat. Sie spürt immer wieder, dass sie in ihrer persönlichen Einmaligkeit von der schwesternlichen Gemeinschaft gehalten und getragen wird. Von jeder Schwester erwartet diese offene Gemeinschaft ein Leben und Arbeiten im Sinne der Schwesternschaft und ihre aktive und fürbittende Teilhabe am gemeinschaftlichen Leben.

Im Wissen um diese Verbindlichkeit entsteht Freiheit. Modernes Leben wird möglich, ohne dem Zeitgeist hinterher zu laufen. Vertrautheit und neue

Erlebnisse, selbstbestimmtes Leben und geistliche Bindung, Tradition und Innovation, Gott und die Welt gehören in unserem schwesternschaftlichen Dasein zusammen.

Frauen, die für ihr Leben einen solchen Raum suchen, sind in unserer Schwesternschaft herzlich willkommen.

*Oberin Petra Zulauf*

Stralsund im Dezember 2015

# Frauenhilfs-Diakonieschwesternschaft im Rheinland e.V.

**Anschrift:** An der Nesselburg 2a  
53179 Bonn-Bad Godesberg  
**Telefon:** 02 28/9 34 89 26  
**E-Mail:** fhdsrhl@googlemail.com

**Gemeinschaftsleitung:** Pfr. Dr. Martin Zentgraf  
Oberin Petra Zulauf

*Was ihr getan habt einem und einer dieser meiner geringsten Brüder und Schwestern, das habt ihr mir getan (Mth. 25, 40).*

Am 28. Mai 1921 gründete die Evangelische Frauenhilfe im Rheinland e.V. (EFHiR) eine eigene Schwesternschaft und entsprach damit dem Wunsch der von ihr ausgebildeten Landkrankenpflegehelferinnen nach einer verbindlichen Gemeinschaftsform. Das »Mutterhaus« der Schwesternschaft war das Auguste-Viktoria-Heim in Wuppertal-Barmen. Dort befand sich die Zentrale der EFHiR mit der Ausbildungsstätte für die Helferinnen. Ein inhaltlicher Schwerpunkt der ersten Stunde der Schwesternschaft war damals wie heute die innere und geistliche Zurüstung ihrer Schwestern, um sie so für den diakonischen Dienst zu stärken.

Noch im Gründungsjahr schloss sich die Schwesternschaft der EFHiR der »Zehlendorfer Konferenz«, später: Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie, an.

Als sich die EFHiR aufgrund der politischen und kirchenpolitischen Verhältnisse im sogenannten Dritten Reich ab 1934 zur Bekennenden Kirche hielt, bekam auch die Schwesternschaft den Arm des Staates zu spüren: U.a. gingen Dienstaufträge in Gemeindekrankenpflegestationen, Krankenhäusern und Erholungsheimen verloren. Um weitere zu erwartende staatlichen Repressionen zu umgehen, beschlossen die EFHiR und die Schwesternschaft, diese künftig als selbständige Rechtsform (eingetragenen Verein) zu führen. Dazu stattete EFHiR die »Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe

im Rheinland e.V.« mit Vermögen, Inventar und Räumen aus. Weiterhin wurde eine enge Zusammenarbeit vereinbart.

Im Jahr 1939 gehörten 132 Schwestern der Schwesternschaft an. 1943 verliert sie ihr Mutterhaus und die EFHiR ihre Zentrale durch schwere Bombenangriffe auf Barmen.

Die damalige Oberin von Volkenborn notierte: *»Am schwersten ist es mir, dass wir nichts für die Schwesternschaft retten konnten. Alles, was wir für das Mutterhaus zusammengetragen haben, ist nicht mehr. Auch das gesamte Aktenmaterial des Büros und der Kasse ging verloren. Wir müssen alles neu aufbauen. Wir sorgen uns nicht, Gott wird helfen und den Weg weisen, nachdem ER uns so wunderbar rettete.«*

Die Schwestern fanden bis zum Jahr 1947 ein neues Zuhause im Erholungsheim der Evangelischen Kirche im Rheinland in Meisenheim. Dann zog die Schwesternschaft in ein altes Hotel in Rolandseck. Dort führte die Schwesternschaft im Auftrag der EFHiR Lehrgänge für Familienpflegehelferinnen durch. 1956 übernahm sie das Müttererholungsheim Elly-Heuss-Knapp in Bad Bertrich. Im selben Jahr zog die Schwesternschaft in das neuerbauete Haus der EFHiR (Haus der Frauenhilfe) in der Ellersdorfer Straße in Bonn-Mehlem. Sie beteiligte sich von da an der Unterrichtsgestaltung in der Pflegevorschule der EFHiR und an den Einführungslehrgängen des Diakonischen Jahres.

1957 fasste die Schwesternschaft den Entschluss zum Bau eines Mutterhauses in unmittelbarer Nachbarschaft zum Haus der Frauenhilfe. Ende 1959 zogen die Schwestern ein. Dort werden die Lehrgänge für Familienpflegerinnen weitergeführt, und ein Gästebereich für Schwestern und Freizeitgäste betrieben.

Bisher waren die Schülerinnen der Schwesternschaft auf 14 Ausbildungsstätten, von Trier bis Berlin, verteilt. 1961 gelang es, die Krankenpflegeschülerinnen in der Krankenpflegeschule in Bergisch-Gladbach zu bündeln.

Die Krankenpflegeausbildung gehörte zu den Herzensanliegen der Schwesternschaft. Sie gründete gemeinsam mit dem Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche im Rheinland e.V. 1961 die »Evangelische Ausbildungsstätte für Haus- und Familienpflege. Diese erhielt später als Fachseminar für Familienpflege die staatliche Anerkennung, In diesem Arbeitsfeld stand die Schwesternschaft bis 1985 in der Verantwortung.

Auch für ihre Ruhestandsschwestern erreichte die Schwesternschaft 1965 »ihr« Alten- und Pflegeheim, das Ernst-Stoltenhoff-Haus. Damit besaß sie in unmittelbarer Nähe zum Mutterhaus ein eigenes diakonisches Arbeitsfeld.

Auf der Mitgliederversammlung im Mai 1969 gab sich die Schwesternschaft einen neuen Namen: »Frauenhilfs-Diakonieschwesterenschaft im Rheinland e.V.« Die damalige Oberin Stahl erläuterte dazu: »Dieser Name soll zum Ausdruck bringen:

- wir wissen uns der Diakonie unserer Kirche verpflichtet,
- wir sind der Art unserer Schwesternschaft entsprechend Diakonieschwestern,
- wir arbeiten in Verbindung mit der EFHiR.«

Ab diesem Jahr wurde das »Mutterhaus« nun offiziell Heimathaus genannt. Damit schloss sich die FHDS der Tradition der Schwesternschaften im Zehlendorfer Verband an.

1970 übernahm die Schwesternschaft die Verantwortung für den Pflegedienst und die staatlich anerkannte Krankenpflegeschule am neuerrichteten Evangelischen Krankenhaus in Bonn-Bad Godesberg. Zum Jahresende 2000 wurde diese Zusammenarbeit aufgegeben.

In der Mitgliederversammlung des Jahres 1996 beschloss die Schwesternschaft den Verkauf des Grundstücks samt Heimathaus an einen Investor, der Wohnungen für Betreutes Wohnen baute. Das Altenheim der Schwesternschaft und das Altenheim der EFHiR bildeten eine GmbH mit dem Ziel des Aufbaus eines Altenhilfezentrums. Heute ist sie Mitgesellschafterin der Evangelischen Altenzentrum Ernst Stoltenhoff gGmbH.

Bis zum Jahr 2000 beschäftigte die Schwesternschaft eine hauptamtliche Oberin. Mit dem Jahr 2001 versah eine Oberin ihren Dienst im Nebenamt. Seit 2009 besteht ein Vertrag mit der Schwesternschaft der Evangelischen Frauenhilfe Potsdam-Stralsund zur geistlichen Gestellung der dortigen Oberin.

Wie zu ihrer Gründungszeit versteht sich die Schwesternschaft auch heute als Gemeinschaft, die ihre Mitglieder in beruflicher, menschlicher und geistlicher Hinsicht stützt, berät und fördert. Mit der EFHiR sind wir weiter durch punktuelle Zusammenarbeit verbunden.

Immer wieder überprüfen wir Traditionelles und Neues an der Zielsetzung unseres Auftrages. Diesen Auftrag möchten wir gemeinsam als Christinnen auf der Grundlage des Evangeliums erfüllen, gleich, ob wir diese Lebensgrundlage persönlich gefunden haben oder sie suchen oder sie anderen für ihr Leben mitgeben.

Die enge Verbindung zu den beiden anderen Frauenhilfe-Schwesterenschaften in Soest und Stralsund bereichert unsere Gemeinschaft ebenso wie die Mitarbeit im Zehlendorfer Verband für Evangelische Diakonie e.V.

*Oberin Petra Zulauf*

## Schwesterenschaft der Ev. Frauenhilfe in Westfalen e.V.

**Anschrift:** Feldmühlenweg 19  
59494 Soest  
**Telefon:** 0 29 21/37 12 02  
**Fax:** 02 9 21/40 26  
**Email:** [info@frauenhilfe-westfalen.de](mailto:info@frauenhilfe-westfalen.de)  
**Homepage:** [www.frauenhilfe-westfalen.de](http://www.frauenhilfe-westfalen.de)

**Leitung:** Oberin Renate Schumann, Pfr. Angelika Weigt-Blätgen

1907 hat die westfälische Frauenhilfe den »Diakonissenhilfsverein für Privatpflege in Westfalen« mit Sitz in Münster ins Leben gerufen. Die Schwestern der Frauenhilfe übernahmen private Pflegedienste in Stadt und Land. Die Ausbildung der Schwestern konnte zunächst nicht in eigenen Krankenpflegeschulen durchgeführt werden, doch gab es seit 1908 Helferinnenkurse für junge Mädchen. Ab 1912 konnten die Kurse im eigenen Haus der Frauenhilfe Soest stattfinden. Sie waren für junge Mädchen aus dem ländlichen Bereich gedacht, die nach einer solchen Ausbildung in ihren Heimatgemeinden ehrenamtlich in der Krankenpflege eingesetzt werden sollten. Aus diesen Helferinnenkursen kam lange Zeit der Nachwuchs für die Schwesternschaft. 1926 wurde in Soest das Schwesternheim errichtet und der Dienstbereich weitete sich aus auf Krankenhäuser, Müttererholungsheime und die Ausbildung der Pflegehelferinnen und Pflegevorschülerinnen.

Bis in die heutige Zeit hinein ist die Bedeutung der Schwesternschaft für die Evangelische Frauenhilfe in Westfalen e.V. und deren Einrichtungen erkennbar. So bildeten u.a. die Kurse zur häuslichen Krankenpflege die Vorstufe für die heutige Ausbildung zur Familienpflegerin im Fachseminar Familienpflege in Soest. Ebenso prägte die Schwesternschaft die Arbeit des Frauenheims Wengern durch ihr langjähriges Engagement.

Ein engagierter Freundeskreis begleitet und unterstützt die Arbeit der Schwesternschaft. Neben den Schwesterntagen am 2. Advent und am Trinitatis-Sonntag bietet die Schwesternschaft den Schwestern und Freundinnen Begegnungsmöglichkeiten, Tagungen, Reisen und Bibelarbeiten an den verschiedenen Wohnorten der Schwestern an.

## Schwestern- und Bruderschaft des Missionshauses Malche e.V.

**Anschrift:** Malche 1  
16259 Bad Freienwalde  
**Telefon:** 0 33 44/42 97-0  
**Fax:** 0 33 44/42 97-11  
**E-Mail:** info@malche.net  
**Homepage:** www.missionshaus-malche.de

**Gemeinschaftsleitung:** Oberin Sr. Brunhilde Börner

Das Missionshaus Malche e.V., früher »Frauenmission Malche«, ist ein freies Werk innerhalb der Evangelischen Kirche. Es umfasst eine Schwestern- und Bruderschaft sowie ein Gäste- und Tagungshaus.

Das Werk wurde 1898 als »Bibelhaus« gegründet, in dem Frauen in einjährigen Bibelkursen auf den missionarischen und diakonischen Dienst an Frauen und Kindern im In- und Ausland vorbereitet wurden. Die erste Trägerin der Arbeit war die in der Erweckungsbewegung jener Jahre wurzelnde Familie von Hochstetter. Ihr Wohnsitz lag in einem kleinen Tal »Malche« bei Bad Freienwalde an der Oder, dem heutigen Stammsitz des Werkes.

Über die Schwesternschaft hinaus gibt es verschiedene Angebote zur Begleitung von Gästen. Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen fördern die berufliche Qualifikation. Kontakte durch Rundbriefe, Regionaltage, Rüstzeiten und gegenseitige Besuche schaffen Verbindung. Der Eintritt in die Schwestern- und Bruderschaft vertieft diese Verbindung.

Ursprünglich war die Zugehörigkeit zur Schwesternschaft von rechtsverbindlich geschlossenen Dienstverträgen abhängig. Im Laufe der Geschichte entwickelten sich andere Formen der beruflichen Anstellung. Heute ist die Malche-Schwestern- und Bruderschaft eine Gemeinschaft, die für ihre Mitglieder keine rechtliche Funktion mehr hat, sondern eine seelsorgerliche. Die Schwestern und Brüder wissen sich durch regelmäßige Fürbitte getragen, können Beratung und Hilfe in Anspruch nehmen und ihrerseits andere unterstützen. Verheiratete sind den Unverheirateten gleichgestellt und können eingeseget werden.

## Schwestern- und Bruderschaft des Sophienhauses in Weimar

**Anschrift:** Trierer Straße 2  
99423 Weimar  
**Telefon:** 03643 – 2410 0  
**Fax:** 03643 – 2410 123  
**E-Mail:** office@diakonisches-zentrum-weimar.de  
**Homepage:** www.diakonisches-zentrum-weimar.de

**Leitung:** Rektor Pfarrer Axel Kramme  
Oberin Rosmarie Grunert

*»Dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.«*

Dieser Vers aus dem 1. Petrusbrief Kapitel 4/10 ist der Leitvers der Sophienhaus- Schwestern- und Bruderschaft. Sie wurde am 21.11.1875 von der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach aus sozialer Verantwortung für das Thüringer Land als Pflegerinnenanstalt gegründet. Ihr Ziel war es, Pflegerinnen für die Kranken- und Familienpflege auszubilden und die Arbeit in den Lazaretten im Krieg sicherzustellen.

Zu diesem Zweck ließ die Großherzogin Sophie 1886 ein Mutterhaus errichten. Dieses Haus sollte den Pflegerinnen eine Heimat bieten. Dort hin sollten sie zurückkehren, wenn sie infolge von Krankheit selbst auf Hilfe angewiesen waren oder ihren Ruhestand verbringen wollten. Außerdem sollten im Mutterhaus die Pflegerinnen ausgebildet werden. Dafür wurden einige Krankenzimmer errichtet, in denen die Schülerinnen vor Ort die Pflege von einer erfahrenen Schwester erlernen sollten. Sie erhielten medizinischen Unterricht vom Anstaltsarzt Dr. Pfeiffer und religiösen Unterricht vom Pfarrer Ernst. Eine gute fachliche Ausbildung war immer das Anliegen dieser Einrichtung. Seit der Einweihung des Mutterhauses wurden die Pflegerinnen mit »Schwester« angeredet und trugen eine einheitliche Tracht mit Haube und Rot-Kreuz-Brosche. 1892 erfolgte ein klares Bekenntnis zur evangelischen Kirche. Seit dieser Zeit tragen die Schwestern die Brosche mit dem Christusmonogramm, und in den Sat-

zungen wurde festgelegt, dass die Schwestern der evangelischen Kirche angehören müssen.

Das Sophienhaus versuchte immer, den sozialen Anforderungen der Zeit gerecht zu werden. Als nach der Einführung der Sozialversicherungsgesetze der Bedarf an Krankenhausbetten stieg, wurde 1904 ein neues Krankenhaus erbaut, welches in den folgenden Jahrzehnten immer wieder erweitert wurde. Da der Bedarf an ausgebildeten Säuglingsschwestern stieg, wurde 1913 eine Schule für diese errichtet. Ebenso wurde 1925 eine Wohlfahrtspflegeschule eröffnet, um Fürsorgerinnen auszubilden. In der Weimarer Republik wurde das Sophienhaus in eine Stiftung umgewandelt und damit aus dem Patriotischen Institut der Frauenvereine herausgelöst, welches bis dahin die Oberaufsicht über das Sophienhaus hatte. Seit 1929 ist das Sophienhaus Mitglied in der Inneren Mission und seit 1933 Mitglied im Zehlendorfer Verband.

In seiner 140jährigen Geschichte blickt das Sophienhaus auf viele politische Umbrüche zurück, wie das ebenso viele Einrichtungen erlebten, die so lange bestehen. In der Zeit des 1. Weltkrieges, der Weimarer Republik, der Zeit des Nationalsozialismus und dem 2. Weltkrieg waren die Schwierigkeiten sehr vielfältig. Neben finanziellen Problemen und politischen Umbrüchen stand immer die Gewinnung von geeignetem Nachwuchs im Fokus des Sophienhauses, denn es herrschte ein ständiger Mangel an Schwestern. Die Nachfrage der Einrichtungen nach Schwestern war oft größer als die zur Verfügung stehende Anzahl. Ein massiver Einschnitt erfolgte 1945. Thüringen wurde zur sowjetischen Besatzungszone erklärt. Die Amerikanische Armee zog ab. Da das Gelände des Sophienhauses von einer Mauer umgeben war, wurde es kurzerhand zur Kaserne der sowjetischen Armee erklärt, und die Schwestern und Patienten wurden ausquartiert. In den darauf folgenden sechs Jahren wurden die Patienten an drei verschiedenen Standorten in der Stadt Weimar gepflegt. Die Schwestern selbst wohnten verstreut in Häusern der Stadt. 1951 wurde das Gelände wieder dem Sophienhaus übergeben. Trotz massiver Schäden durch die Besatzung waren die Schwestern froh und dankbar, ihr Mutterhaus und das Krankenhaus wieder beziehen zu dürfen. Die Jahre in der DDR waren geprägt von einem latenten Mangel an Gebrauchsgütern, wie Verbandstoffen, Operationsinstrumenten, Baumaterialien, Kohlen, frischem Obst und Gemüse und vielem mehr. Schwierig war auch die Ausbildung von Schwestern. Der Staat hatte kein Interesse an einer evangelischen Pflegeausbildung. Durch unterschiedliche gesetzliche Bestimmungen wurde versucht, die konfessionellen Pflegeschulen zu schließen. So wurde 1975 ein Gesetz erlassen, dass die Ausbildung in kirchlichen Häusern auf 4 Jahre festlegte, obwohl sie in staatlichen Schulen nur 3 Jahre dauerte. Trotzdem waren die Ausbildungsplätze begehrt, da so die Mög-

lichkeit bestand, unabhängiger von der sozialistischen Ideologie den Beruf zu erlernen und auszuüben. In den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts fanden sich immer weniger Schwestern, die bereit waren, den Beruf auf genossenschaftlicher Basis auszuüben und auf eine Familie zu verzichten. So entschloss sich das Sophienhaus, auch Schwestern einzustellen, die nicht in die Schwesternschaft eintraten. 1968 kam eine Gruppe von Schwestern des Evangelischen Diakonievereins Berlin Zehlendorf in das Sophienhaus und half, den Mangel Schwestern zu beheben. Sie suchten und fanden hier eine neue Heimat, weil ihnen die Arbeitsstätte in Mittweida entzogen worden war. Seit Mitte der siebziger Jahre können auch verheiratete Schwestern in die Schwesternschaft eingeseget werden, und seit 1986 wurde die Aufnahme von Brüdern möglich.

Viele Umbrüche hat das Sophienhaus und seine Gemeinschaft erlebt. Heute gehören zu uns 62 Schwestern und 6 Brüder, von denen 36 aktiv in der diakonischen Arbeit mit Menschen in der gesamten Bundesrepublik tätig sind. Auch die Ausbildung ist für die Schwestern- und Bruderschaft nach wie vor wichtig. Die konfessionell gebundenen Schüler/innen werden während der Ausbildung in die Gemeinschaft aufgenommen und können sich danach einsegnen lassen. Die Schwestern- und Bruderschaft versteht sich als Glaubens-, Weg- und Dienstgemeinschaft. Das Gemeinschaftsleben gestaltet sich unter anderem, wie folgend dargestellt. Wir treffen uns immer am ersten Freitag im Monat zum Schwesternabend. Im Frühjahr und im Herbst verbringen wir jeweils ein Wochenende im Mutterhaus miteinander, so dass auch die Schwestern und Brüder, die weit entfernt wohnen, die Möglichkeit haben, die Gemeinschaft zu erleben. Sechsmal im Jahr treffen wir uns zu einem Bibelgespräch. Außerdem feiern wir sonntags im Mutterhaus gemeinsam den Gottesdienst und beten am Dienstagabend für die Schwestern und Brüder in unserer Kapelle im Mutterhaus.

Die Stiftung Sophienhaus ist heute Gesellschafterin von diakonischen Einrichtungen wie dem Sophien- und Hufeland- Klinikum und der Diakoniestiftung Weimar- Bad Lobenstein. Die Schwerpunkte dieser Gesellschaften liegen in der Krankenhausarbeit, in der ambulanten und stationären Altenhilfe, in der Kinder- und Jugendarbeit, in der Arbeit mit geistig behinderten Menschen und in sozialen Projekten wie der »Weimarer Tafel« und der »Neuen Arbeit«.

»Gottes Wege sind wunderbar« – so beginnt die Großherzogin Sophie ihren Leitspruch für die Schwestern. Er endet mit: »An Gottes Segen ist ja alles gelegen.« Das haben wir in den zurückliegenden 140 Jahren erfahren und hoffen, dass der Segen Gottes uns in den nächsten Jahrzehnten weiterhin begleitet.

# Internationale Konferenz Theologischer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diakonie e.V.

**Anschrift:** c/o HDV-Zentrale, Freiligrathstraße 8  
64285 Darmstadt  
**Telefon:** 0 61 51/30 75-281  
**Fax:** 0 61 51/30 75-29 281  
**E-Mail:** martin.zentgraf@hdv-darmstadt.de  
**Homepage:** www.internationale-konferenz-diakonie.de

**Gemeinschaftsleitung: Vorstandsvorsitzender: Pfr. Dr. Martin Zentgraf**

Die »Internationale Konferenz Theologischer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diakonie« wurde 1870 als »Konferenz theologischer Berufswarbeiter der Inneren Mission« gegründet und ist damit einer der ältesten Verbände der Deutschen Diakonie.

1972 änderte die Konferenz ihren Namen: »Konferenz Theologischer Mitarbeiter in der Diakonie« und 1976, bei der ersten Konferenz im Ausland, erhielt sie den Zusatz »International«.

Bis Anfang 2006 war die Konferenz ein nicht rechtsfähiger Verein. Anfang 2006 wurde sie als rechtsfähiger Verein gegründet.

Ziel ist es nach wie vor, die Möglichkeit zu bieten, dass sich theologische Mitarbeitende, seien sie Pfarrerinnen oder Pfarrer oder Mitglieder diakonisch-theologischer Gemeinschaften, zu aktuellen und ihre Arbeit betreffenden Themen austauschen können und theologische Positionen für die diakonische Arbeit entwickeln und diskutieren.

Seit 2014 ist die »Greifswalder Diakoninnengemeinschaft e.V.« korporatives Mitglied in der »Internationalen Konferenz« und so auch weiterhin dem Zehlendorfer Verband verbunden, dem sie früher direkt angehörte. Die Diakoninnengemeinschaft entstand aus dem 1956 in Züssow (später in Greifswald) gegründeten »Seminar für Kirchlichen Dienst (SKD)« ([www.seminar-kirchlicher-dienst.de](http://www.seminar-kirchlicher-dienst.de)). 1964 gründete die Rektorin des SKD, Frau Krummacher, mit ersten Absolventinnen die Greifswalder Diakoninnengemeinschaft.

**Bilder aus der  
Geschichte des  
Zehlendorfer Verbandes**





# Jahre 2010 ff.



Zehendorfer Konferenz in Herrenberg



Sr. Sabine Ritter mit Schüler/innen



Schüler/innentagung



Schüler/innentagung

# 1965



1965, Schwestern verschiedener Schwesternschaften des Zehlendorfer Verbandes in der Schwesternhochschule der Diakonie (mit Oberin Liselotte Katscher)



1965, Schwester des Hessischen Diakonievereins Darmstadt auf dem Kölner Kirchentag



1965, Arbeitsgruppe von Schwestern der Schwesternhochschule der Diakonie in Berlin



1965, Schwesternschülerinnen des Friederikenstiftes Hannover



1965, Schwestern der Westfälischen Frauenhilfe Soest

**Die Herstellung dieser Festschrift wurde gefördert durch:**

CURACON GmbH Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Münster,  
[www.curacon.de](http://www.curacon.de)

Evangelische Bank eG Kassel,  
[www.eb.de](http://www.eb.de)

Versicherer im Raum der Kirchen, Bruderhilfe, Pax, Familienfürsorge,  
Detmold, [www.vrk.de](http://www.vrk.de)